Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 43/5

Kreisbibliothek Regensburg

~~II. 70. 6.~~

Paedag. 43. V.

Die

Familie Werthheim.

Eine

theoretisch-praktische Anleitung

zu

einer regelmäßigen Erziehung der Kinder;

vorzüglich

von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr.

Für

Eltern und Erzieher

Herausgegeben

von

Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger,

Professor an der K. Ritterakademie und Lehrer beym K. Pageninstitute in Dresden.

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Fünfter Theil.

Paed. 43/5

Gotha,

bei Justus Perthes, 1809.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Es ist eine der glücklichsten Stunden meines Lebens, in welcher ich mir mit Gewißheit sagen kann, daß das süße Geschäft, dem Publicum meine Gedanken über Erziehung mitzutheilen, nun nicht länger unterbrochen ist. Zehn Jahre sind beinahe verflossen seit der Erscheinung des vierten Theils dieses Buches. Es sind verhängnißvolle, schwere Jahre gewesen für Deutschland, und arbeitvolle, viel Kraft erfodernde, nicht immer von Sonnenschein erheiterte Jahre für mich.

Glücklich, daß ich meinen Lesern versichern kann, daß in dieser ganzen Zeit mein Blick nicht von der Beobachtung und Behandlung der Jugend abgewendet worden ist; ich habe, während derselben, unaufhörlich Kinder und junge Leute um mich zu erziehen, und außerdem noch zu unterrichten gehabt. Ich hoffe, dadurch meinen Ideen über Erziehung Reife und Festigkeit gegeben zu haben, und das Zutrauen zu ihrer Richtigkeit und Anwendbarkeit ist nunmehr unerschütterlich in mir geworden.

Auch in der pädagogischen Welt haben sich berühmte Erscheinungen indessen zugetragen. Deutschland hat zum zweitenmal das segenswür-

dige

dige Schauspiel gesehen, daß seine bedeutendsten Fürsten ihre Blicke ganz bestimmt auf pädagogische Angelegenheiten richteten, und der Name, welchen Olivier und Pestalozzi erworben haben, bestätigte die Bemerkung, daß Deutschland mehr, als jedes andere Land, den Werth des Erziehergeschäftes zu würdigen wisse.

Ich habe diesem Schauspiele nur in der Stille zusehen können. Nur aus der Ferne konnte ich Bemerkungen machen; nur, was einem gegeben werden, nicht, was man sehen konnte, wurde mir gewährt. Ich habe es mit Dank und mit Interesse angenommen, und, hoffe ich, auch gewürdiget und abgewogen. Es war mir angenehm, von Hrn. Olivier die Theorie des Lesens und Aussprechens bis zu einer ungewöhnlichen Gründlichkeit und Vollständigkeit gebracht, und von Hrn. Pestalozzi eine neue Anwendung eines für die Erziehung wichtigen Satzes mit wahrer Originalität gemacht zu sehen. Es ist dieses der Gedanke, die Beurtheilung des Umrisses der Gegenstände nach einer bestimmten Figur (dem länglichten Vierecke) vorzunehmen. Jeder unterrichtete Erzieher weiß schon seit Rousseau, wie wichtig die Uebung des sogenannten Augenmaaßes zur Uebung des Verstandes (eigentlich der Urtheilskraft) ist; aber Pestalozzi ist der erste, der dieser Uebung eine feste Grundlage durch den Vorschlag, die Gestalten nach einem länglich-

ten

ten Viereck zu beurtheilen, gegeben hat. Wer diesen Gedanken richtig verstehen, und ihn mit Geist, (nicht mit dem Zirkel,) in Ausübung zu bringen versteht, wird seinem Zöglinge eine nothwendige, sicher führende und heilsame Verstandesübung verschaffen.

Mehr neues habe ich in der Theorie des berühmten Mannes nicht finden können, und ich habe urtheilen müssen, daß diejenigen, welche in seinen Büchern und in seinen Instituten so viel neues gefunden haben, mehr befeuert als unterrichtet gewesen sind. Vortrefflich ist der Gedanke, den Müttern eine Anleitung zu geben, mit ganz kleinen Kindern schon verständig sprechen zu können. Aber diese Anleitung selbst, so wie Hr. Pestalozzi sie gegeben hat, worin unterscheidet sie sich von dem Geiste, in welchem das vortreffliche kleine Buch von Thieme: Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand, geschrieben ist? In gar nichts, als in der Ausführlichkeit, und diese Ausführlichkeit war nicht einmal nothwendig. Denn man kann aus dem Thiemischen Buche den Punkt, worauf es ankommt, sich vollständig zueignen, und hat man dies gethan, so ist man im Stande, über alle sichtbare Gegenstände verständig und zweckmäßig mit kleinen Kindern zu sprechen.

Es hat mir sehr wehe gethan, in keiner der Recensionen der Pestalozzischen Bücher, die mir

zu Gesicht gekommen sind, dieses Buches und der vollwichtigen, gründlichen Theorie, die aus demselben hervorleuchtet, Erwähnung zu finden. Schon Campe schätzte es bei dessen erster Erscheinung ungemein, und die oft wiederholten Auflagen haben seine Brauchbarkeit bewiesen. Das Buch ist, so wie die meisten pädagogischen Schriften dieses Mannes, in ächt psychologisch-pädagogischem Geiste geschrieben. Wir haben wenig Jugendschriften, aus welchen man, wenn man erziehen will, so viel lernen kann, als aus den Thiemischen. Der Mann, welcher unglücklich war und verkannt werden mußte, weil er den Wirkkreis nicht finden konnte, zu welchem ihn die Natur bestimmt hatte, verdient eine Hauptstelle unter den Schriftstellern über Erziehung; es ist unverzeihlich, seine Schriften entweder nicht zu kennen, oder nicht zu würdigen, und dennoch über Erziehung, über Verdienste um die Erzieherkunst, und über neues oder bekanntes in der Theorie derselben zu sprechen.

Irre ich nicht, so ist Streben nach Gründlichkeit der Charakter des Deutschen. Aber wie kommt es, daß die Ruderführer in diesem Lande so wenig im Charakter ihrer Nation handeln? Fast immer ist es nur Berühmtheit, welche zu Stellen, zu Wirkplätzen und Ehrenposten führt. Nicht die guten Köpfe und die Talente scheint man zu schätzen, sondern berühmte

Na=

Namen. Das wäre freilich gut in einem Zeitalter, wo der Ruhm nur Folge der Talente, der Kraftanstrengung, der Ausbildung und des Verdienstes ist; aber es giebt Zeitalter, in welchen man Berühmtheit und Ruhmwürdigkeit sehr von einander unterscheiden muß. In einem solchen Zeitalter kann man bei allem guten Willen recht bedeutende Mißgriffe thun, und diese würden um so schlimmer seyn, wenn man in Geistescultur wettkämpfen müßte mit Nachbarn, deren Blick durch Schicksale geschärft und auf wahre und feste Punkte gerichtet worden ist.

Ich habe mich verirrt! Aber wie konnte ich auch auf dem Pfade bleiben, da ich eine Reihe von zehn Jahren zu durchlaufen hatte! Spricht denn nicht jeder Gegenstand dieses Zeitabschnittes den Wandernden an? Wird nicht der Verstand von ihm aufgefodert; wird nicht das Herz von demselben erwärmt.

Benutzen will ich indessen diese Abschweifung zu dem Aufruf an meine Mitbürger: Fahrt fort, die Erziehung für wichtig zu halten. Es kann kein moralisches Unglück einer Nation begegnen, deren Jugend richtig erzogen wird. Dem rohen Feinde wird diese Nation eine unbezwingbare Macht entgegen zu setzen haben, und mit dem cultivirten wird ein Geistesbund sich errichten, welcher im Austausch des Guten besteht. Achtung wird Liebe, Liebe wird Zutrauen, und Zutrauen

wird

wird Bündnisse knüpfen, welche beständiger und wohlthätiger sind für die Völker, als die Principe des Widerstreits und des Mißtrauens.

Aber es ist keine leichte Sache um die richtige Erziehung! Nur der verständige, nur der vorurtheillose, nur der Mann, der sich selbst studirt und geregelt hat, kann richtig erziehen. Es reicht nicht hin, einen Inbegriff von Sätzen mit fremden Namen gebildet zu haben, ihn eine Theorie nennen, und nun zu sagen, daß man Erziehung beurtheilen, und daß man selbst erziehen könne. Gründlichkeit in Betreibung der Angelegenheiten des Geistes gehöret dazu, Verachtung der blendenden Seichtheit, welche dargeboten wird, und der feste Entschluß, lieber unbemerkt zu bleiben, muß das Princip des Jünglings seyn, welcher sich zu einem wirklichen Erzieher bilden will. Philosophie muß der Erzieher viel haben, aber eine gründliche!

Dresden, im Januar
1809.

Der Verfasser.

Inhalt
des
fünften Theiles.

Seite

Neunzehnter Abschnitt.

Grundzüge zu einer Sprachlehre, wie Kinder und alle gebildete Menschen eine brauchen. 3

Zwanzigster Abschnitt.

Logik, oder die Kunst, Gedanken zu beobachten und zu beurtheilen. 123

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Sätze aus der Rhetorik, oder Anweisung zu einem richtigen und gefälligen Vortrage. 245

Zwei-

X

Zwei und zwanzigster Abschnitt.

Einige Beispiele zu richtiger Behandlung der Kinder, denen über ihre Pflichten schon etwas Zusammenhangendes ist gesagt worden. 274

Die

Familie Werthheim.

Fünfter Theil.

Erziehung vom eilften bis zum zwölften Jahre.

Neunzehnter Abschnitt.

Grundzüge zu einer Sprachlehre, wie Kinder und alle gebildete Menschen eine brauchen.

Es ist bereits im achten Abschnitte dieses Werkes bemerkt worden, daß Hr. Willich Aufmerksamkeit und Reflexion über die Wörter, deren wir uns in der Unterredung mit andern, ja sogar im einsamen Nachdenken bedienen, für ein sehr gutes Mittel hielt, die Denkkraft der Kinder zu üben.

Man wird ihm hierinn beystimmen, wenn man bedenkt, daß Worte überhaupt eigentlich

weiter nichts sind, als Zeichen für unsre Gedanken. Es kann also gar nicht fehlen, wer über Worte nachdenkt, wird dabey zugleich an das, was sie bezeichnen, d. h. an Vorstellungen erinnert, und das vermeintliche Nachdenken über bloße Worte ist eigentlich Nachdenken über Vorstellungen und über die Art, diese Vorstellungen zu bezeichnen.

Ueber Vorstellungen aber nachzudenken ist äußerst nützlich, theils weil das Nachdenken hiebey immerdar fortgeht, indem es ihm nie an Stoff und an Gelegenheit fehlt, theils weil es immer nur auf die Frage hinaus läuft: was ist wahr, und was ist nicht wahr? Eine äußerst nützliche Beschäftigung selbst für den Charakter. Denn Wahrheit suchen, heißt nichts anders als, im Nachdenken alles Nebenwerk und alles Interesse bey Seite setzen. Wer sollte aber, wenn er hierinn eine Fertigkeit hat, diese nicht auch im Handeln anwenden? Er wird also auch im Handeln nur auf die Hauptsache sehen, alles Interesse bey Seite setzen, und so als ein freier Mann nur der Stimme der Vernunft mit seinem hellen Verstande folgen.

Man pflegt den Inbegriff von Bemerkungen, Beobachtungen und Regeln über eine Sprache Grammatik zu nennen. Da nun unter den verschiedenen Sprachen jede ihre besonderen Regeln

hat

hat, so giebt es verschiedene Grammatiken, und also z. B. eine Grammatik der lateinischen, der deutschen, der böhmischen, der französischen Sprache.

Mit einer oder mit etlichen dieser Grammatiken wird die, etwas sorgfältiger erzogene, Jugend insgemein bekannt gemacht, und zwar gemeiniglich so, daß man den Unterricht in der Sprache, welche das Kind lernen soll, mit der Grammatik anfängt, und auf diese Art die Kinder eher mit den Regeln der Sprache bekannt macht, als mit der Sprache selbst. Ein Verfahren, welches zwar bey Erwachsenen das beßte, das kürzeste und gründlichste ist, für Kinder aber durchaus nichts taugt, weil es der Beschaffenheit ihres Geistes und ihrer Seelenvermögen ganz entgegen ist. Kinder müssen erst mit den einzelnen Materialien versorgt werden, alsdann fängt man mit ihnen an, über diese Materialien zu reflectiren, und verhilft ihnen auf diese Art zu Beobachtungen, Aufschlüssen und Regeln über dieselben. Kinder also müssen durchaus jede Sprache erst durch Sprechen lernen, alsdann aber darf die Grammatik dieser Sprache nicht ausbleiben, sondern sie muß nachfolgen. Dieses gehört zu dem Verstehen und zu dem verständigen Gebrauche der Sprache.

Kinder lernen die Sprache derjenigen, mit denen sie umgehen, bloß durch den Gebrauch, und

also ohne Grammatik, wie z. B. in Deutschland die deutsche Sprache. Unsere Kinder bekommen also die Materialien zur deutschen Grammatik allerdings ohne besondere Veranstaltung, und sind in so fern fähig, in den Jahren des erwachenden Reflexionsvermögens (der Vernunft) zu der Grammatik der deutschen Sprache geführt zu werden. Soll dieß also geschehen?

Die Antwort ist: ja und nein; je nachdem man sich nemlich näher zu erklären gesonnen ist.

Eigentlich deutsche Grammatik ist die Lehre nicht nur von dem, was die deutsche Sprache mit andern Sprachen gemein hat, sondern hauptsächlich von dem, worinn sie von andern Sprachen verschieden ist, d. h. also die Lehre von den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache. — Soll daher die deutsche Grammatik interessant, ja selbst in gewissen Puncten auch nur verständlich seyn, so muß man andere Sprachen schon kennen, und sie sogar grammatikalisch kennen, d. h. studirt haben. Da dieß nun bey Kindern der Fall nicht seyn kann, so taugt das, was man eigentlich deutsche Grammatik nennt, auch nicht für sie, denn es ist ihnen theils uninteressant, theils unverständlich.

Dagegen hat aber die deutsche Sprache, so wie jede andere, auch gewisse Eigenschaften, die

ihr

ihr schon deswegen zukommen, weil sie eine Sprache ist. Auf diese Eigenschaften nun Kinder aufmerksam zu machen, ist nöthig, nützlich und für sie interessant. Diese Eigenschaften nemlich beziehen sich auf Dinge, welche in jedem Urtheile vorkommen. Ja, sie sind gar nichts anders, als die Art und Weise, wie die deutsche Sprache Dinge, welche schlechterdings bezeichnet werden müssen, bezeichnet. Diese Art von grammatikalischen Untersuchungen handelt also von Bezeichnung der Dinge, die jedermann kennen lernt, so bald er ein Urtheil zergliedert, und eine solche Zergliederung eines Urtheils kann man mit Kindern, die ungefähr im zwölften Lebensjahr stehen, gar wohl vornehmen.

Eigentlich aber ist dieß nun das Geschäfte einer allgemeinen Grammatik, d. h. einer Grammatik, welche von dem Satze ausgeht, daß Wörter weiter nichts sind, als hörbare Zeichen für jeden einzelnen bey einem Urtheile vorkommenden Umstand. So viel einzelne und wesentliche Umstände (Momente) bey einem Urtheile, so viel Wörter, oder so vielerley Biegungen eines Wortes muß es schlechterdings in einer Sprache geben. Denn, enthielte eine Sprache diese nicht, so wäre sie unfähig, eine Sprache zu seyn, sie wäre also gar nichts.

Nun kann man eine solche allgemeine Grammatik vornehmen, und dabey zugleich entweder darauf sehen, wie mehrere Sprachen die Foderungen und Regeln, welche sie aufstellt, erfüllen, oder man nimmt sich vor, nur eine einzige Sprache, z. B. die deutsche, mit den Foderungen und Regeln der allgemeinen Grammatik zu vergleichen. Thut man das Letztere, so entsteht eine Untersuchung, welche einer bloß deutschen Grammatik sehr ähnlich sieht. In so fern also könnte man versucht werden, zu glauben, diese Untersuchung sey auch wirklich weiter nichts, als eine deutsche Grammatik, und könnte also die Meinung derer, welche für nothwendig halten, daß Kinder dieses Alters mit der Grammatik ihrer Muttersprache bekannt gemacht würden, durch das nachfolgende Beyspiel für unterstützt halten. Dem sey also, wie ihm wolle, man würde, wenn man widersprechen wollte, durchaus nur in einen Wortstreit verfallen. —

Seiner gewöhnlichen Manier nach fieng nun Hr. Willich diese grammatikalischen Untersuchungen mit einer auffallenden, paradoxen Einleitung an, und schickte also folgendes Gespräch zwischen einem Feuerländischen Ehepaar voraus. Von den Feuerländern wußten nemlich die Kinder bereits, daß es Leute von der allerniedrigsten Stufe menschlicher Geistesbildung, von dem allerauffal-

lend-

lendsten Mangel an Gedanken, Gefühlen und Erkenntnissen wären. Solche Menschen also als diejenigen aufzustellen, deren Sprache gar nichts weiter hat, als was jede menschliche Sprache schlechterdings haben muß, schien Hrn. Willich nicht unzweckmäßig. Einst wurde also die zu Redeübungen bestimmte Stunde mit Vorlesung des folgenden Gespräches eröffnet.

Gespräch eines Ehepaares auf dem Feuerlande.

Frau. Hunger!

Mann. Hunger!

Frau. (Sieht sich überall um, schüttelt traurig mit dem Kopfe und mit der Hand.) Nichts.

Mann. (Macht es eben so.) Nichts! (Nach einiger Zeit.) Meer!

Frau. Meer! (Sie nehmen einander bey der Hand und gehen auf das Meer zu. Als sie sich dem Ufer nahen, ruft die Frau auf einmal:) Ey! Fisch! schön Fisch! schön Fisch!

Mann. Ey! Fisch! schön Fisch! (Aber kaum haben sie den am Strand liegenden Fisch gesehen, so stößt ein Raubvogel aus der Luft herab und führt ihn davon.)

Frau. Ach! Weh! Weh! Vogel!

Mann. Ach! Weh! gestohlen! Vogel gestohlen! Vogel böse!

Frau, (weint.) Hunger! Hunger!

Mann. (Ist ebenfalls wehmüthig und geht ganz langsam einher. Auf einmal aber veranlaßt ihn ein Geräusch, hinter einen Busch zu sehen, wo er zwey Raubvögel gewahr wird, die um einen andern, und zwar sehr großen, Fisch streiten. Schnell ergreift er einen Stein, und wirft nach den Vögeln. Diese fliegen in die Höhe, und lassen den Fisch liegen.) Ey! Ah! Fisch! Frau! iß!

Frau. Ey! Fisch! groß! groß! groß! Fisch! Fisch! iß! (Beide reißen nun mit ihren Händen Stücke von dem Fische ab, essen sich satt, bleiben bey dem Busche sitzen, schlafen ein, und schlafen, bis der Hunger sie wieder weckt.)

Einige Kinder. Ach! die armen Menschen! die essen also die Fische so, wie man sie findet? ungesotten, ungebacken, ohne Salz?

Will. Allerdings. Wir haben das in der geographischen Stunde weitläuftig erzählt. — Jetzt, lieben Kinder, haben wir Redeübungen, jetzt wollen wir, von Dingen reden, welche die Sprache betreffen, jetzt denkt also nicht sowohl an den elenden Aufenthalt, an die elende Nahrungs - und Kleidungsart der armen Menschen, sondern an ihre Sprache. — Vergleicht sie einmal mit der unsrigen. Was glaubt ihr? würde ein deutsches Ehepaar, würde z. B. euer

Vater

Vater und eure Mutter, wenn sie auf einmal auf das armselige Feuerland verschlagen worden, und genöthigt gewesen wären, sich von rohen Fischen zu sättigen, würden sie auch so einsylbig und kurz gesprochen haben?

Alle. Nein, das gewiß nicht.

Will. Nun, zum Beyspiel, also. Sage mir, Philipp, wie, deiner Meinung nach, dein Vater und deine Mutter mit einander gesprochen haben würden? (Nachdem so wohl Philipps Versuche, als auch die Versuche der andern nicht so ausgefallen waren, daß Hr. Willich sie zu seinen Absichten hätte brauchen können.) Nun will auch ich euch sagen, wie ein paar gebildete Europäische Leute, meiner Meinung nach, in diesem Falle würden gesprochen haben.

Gespräch eines Europäischen Ehepaares im Elende auf dem Feuerlande.

Frau. Ach! lieber Mann, ich fühle Hunger; ich fühle einen entsetzlichen Hunger.

Mann. Ich ebenfalls, liebes Weib. Ach! fände sich doch nur etwas zu unserer Nahrung!

Frau. (Sieht sich um, erblickt aber überall nichts, schüttelt traurig mit Hand und mit Kopf.) Ach! es ist nichts da. Ueberall nichts!

Mann. Leider nichts, wo ich auch hinblicke! Aber, laß uns nicht verzagen! Komm, wir wollen an das Ufer gehen, vielleicht hat das Meer einen Fisch für uns an das Land geworfen.

Frau. Ja, das ist wahr. Ach! vielleicht sind wir so glücklich, dem Hungertode noch einmal zu entgehen. Wir wollen eilen! Gieb mir deine Hand, Lieber. (Sie nehmen einander bey der Hand, und gehen auf das Meer zu. Als sie sich dem Ufer nähern, ruft die Frau auf einmal:) Ey! herrlich! lieber Mann. Dort sehe ich wirklich einen Fisch liegen. Einen herrlichen, großen, zappelnden Fisch. Komm! eile! wir wollen ihn zurichten so geschwinde als möglich.

Mann. Ja, wahrhaftig! ein tüchtiger Fisch! ein herrlicher Fund! (Aber kaum haben sie sich über den gefundenen Fisch, den sie von weitem sahen, gefreut, so stößt ein Raubvogel aus der Luft herab und führt ihn davon.)

Frau. O Unglück über Unglück! Wer kann das ertragen! Das ist doch auch entsetzlich! Ach! ich sterbe vor Kummer!

Mann. Ach! wie traurig ist unser Schicksal! Doch! laß uns Muth fassen! vielleicht daß dieser Fisch nicht der einzige war, welchen das Meer ausgeworfen hat. Komm! laß uns hier auf dieser Seite suchen. Das Ufer ist hier flacher,

und

und der Boden nicht so steinig und angreifend für unsere Füße. (Indem sie ein paar Schritte fortgegangen sind, veranlaßt ein Geräusch den Mann, hinter einen Busch zu sehen, wo er zwey Raubvögel gewahr wird, die um einen andern, und zwar sehr großen, Fisch streiten. Schnell ergreift er einen Stein, und wirft nach den Vögeln. Diese fliegen in die Höhe, und lassen den Fisch liegen.) Siehe! rief der Mann voll Freude aus, unsere Hoffnung hat uns nicht getäuscht. Hier ist Nahrung auf mehrere Tage! Hier ist ein Fisch, noch viel größer, als jener dort war.

Beyde machten nun den Fisch, so gut es gehen wollte, zurecht, aßen, und freueten sich ihres Mahles.

Seht, Kinder, auf diese Art, meine ich, würden etwa ein paar Europäer sprechen, d. h. ein paar Menschen, welche mehr Gedanken im Kopf haben, als ein paar armselige Feuerländer, und daher auch mehr Wörter, mit denen sie ihre Gedanken ausdrücken. — Ihr bemerkt also einen Unterschied zwischen beiden Gesprächen?

Alle. O ja.

Will. So? Aber worinn besteht denn der Unterschied? (Hier fielen die Antworten, wie denn Hr. Willich wohl voraussehen konnte, sehr unbefriedigend aus. Auch fragte er nur, um die Kinder auf ihren

Man

Mangel an Begriffen über die Sache aufmerksam zu machen. Er leitete hierauf dieselbe auf folgende Art ein.) Könnt ihr denn etwas denken, ihr Kinder, ohne daß ihr mir saget, was ihr denket?

Alle. O ja, das können wir wohl.

Will. Aber kann ich denn wissen, was ihr denkt, ohne daß ihr mir es saget?

Alle. Nein, das können sie nicht wissen.

Will. Was thut ihr denn nun, wenn ihr mir euere Gedanken zu verstehen geben wollt?

Alle. Wir sagen sie ihnen.

Will. Und was thut ihr, wenn ihr sie mir saget?

Einige. Wir sprechen etliche Wörter aus.

Will. Ganz richtig. Wenn ich nun diese Wörter verstehe, so weiß ich alsdann, was ihr gedacht habt. — So könnt ihr mir wohl auch nun sagen, was ein Wort sey? — (Alle schweigen.) Nicht? Nun so muß ich es euch wohl sagen. Ein Wort ist, glaube ich, ein von einem Menschen durch Mund, Zunge und Kehle hervorgebrachter Schall, der etwas bedeutet. Verstehet ihr das?

Alle. Wir wissen es nicht.

Will. Wenn ich sage: Tisch; nicht wahr, so hört ihr einen Schall, den ich mit meinen Sprachwerkzeugen hervorbringe?

Alle.

Alle. Allerdings.

Will. Und ihr wißt auch, was ich mit dem Worte: Tisch, sagen will, d. h. ihr wißt, was dieser Schall bedeutet?

Alle. O ja; einen Tisch.

Will. Allerdings; einen Tisch, d. h. ein von dem Tischler verfertigtes Ding, das wir brauchen, um etwas darauf zu legen, um darauf essen zu können u. d. gl. Wenn ich nun sage: Apfel, bringe ich da mit meinen Sprachwerkzeugen auch einen Schall hervor?

Alle. O ja; das ist auch ein Schall.

Will. Und auch ein Schall, der etwas bedeutet?

Alle. Ja wohl; er bedeutet einen Apfel.

Will. Sagt doch lieber: er bedeutet die Frucht eines gewissen Baumes, eines Baumes, der rothe Blüthen hat, u. s. w. — — Nun seht also, so werde ich wohl recht haben, wenn ich sage, ein Wort ist ein durch die Sprachwerkzeuge hervorgebrachter Schall, der etwas bedeutet? und ihr verstehet nun auch, was ich damit sagen will?

Alle. Ja, nunmehr verstehen wir es.

Will. Das nun, was das Wort bedeutet, d. h. das, was durch ein Wort angezeigt werden soll, das nenne ich einen Gedanken.

Und

Und nun sage ich, jedes Wort ist ein Zeichen für einen Gedanken. Hiermit meine ich also so viel: Ich, als ein verständiges Wesen, denke, d. h. ich stelle mir allerley vor. Jetzt befinde ich mich in Gesellschaft mit anderen Menschen, d. h. mit anderen Wesen, die ebenfalls Verstand haben, und wünsche, ihnen zu wissen zu thun, was ich denke. Deswegen spreche ich also Wörter aus, d. h. ich mache mit meinen Sprachwerkzeugen Schalle, die das anzeigen, was ich denke. Diese Menschen thun nun dasselbe, dadurch erkenne auch ich, was sie denken, und so sprechen, oder discuriren wir mit einander. — Sagt mir nun aber: giebt es wohl einen Unterschied unter unsern Gedanken, d. h. ist das, was wir denken, vollkommen einerley, oder denken wir verschiedenes, d. h. bald dieß, bals jenes?

Alle. Wir denken nicht immer einerley, sondern wir denken bald dieß, bald jenes.

Will. So werden wir also auch nicht einerley Wörter haben, sondern bald dieses Wort, bald ein anderes?

Alle. So ist es auch in der That.

Will. Wie vielerley Wörter möchte es denn aber wohl geben?

Einige. Ach viele, viele. Ich glaube: zehntausend

Will. Ihr habt mich nicht verstanden, lieben Kinder. Ich habe nicht gefragt, wie viel Wörter es gebe, sondern: wie vielerley? Ich will euch den Unterschied zwischen diesen beiden Fragen erläutern. Wenn ich frage: wie viel Bäume giebt es in unserm Garten, was werdet ihr thun, um mir antworten zu können?

Alle. Wir werden die Bäume zählen.

Will. Ganz recht. — Wenn ich aber frage: wie vielerley Bäume giebt es in unserm Garten, so meine ich damit, wie viel es Arten von Bäumen in dem Garten gebe, z. B. Bäume von der Kirschbaum-Art, d. h. Kirschbäume, dann: Birnbäume, Apfelbäume, Pflaumenbäume, Apricosenbäume u. s. w. Hier könnt ihr mir nun nicht die Zahl angeben, die ihr findet, wenn ihr von dem ersten Baum angefangen habt zu zählen, und gezählt habt bis zu dem letzten, sondern alle Kirschbäume z. B. gelten da für No. 1., alle Birnbäume für No. 2., alle Apfelbäume für No. 3. Seht, so ist das Zählen nach Arten, und die Antwort auf die Frage: wie vielerley? beschaffen.

Frage ich also: wie vielerley Wörter es gebe, so muthe ich euch damit zu, daß ihr, erst-

lich, alle Wörter so in Arten abtheilen sollt, wie ich es hier mit den Bäumen gethan habe, und, zweitens, so sollt ihr mir dann diese Arten alle angeben. Könnt ihr nun das?

Alle. Ach nein, das können wir nicht.

Will. Ich glaube es selbst, daß ihr das ohne meine Hülfe nicht können werdet; mit meiner Hülfe aber werdet ihr es gewiß können. Es kömmt nur darauf an, ob ihr euch die Mühe geben wollt, die dazu erforderlich ist.

Alle. Aber warum beschämt uns der Vater mit dieser Frage?

Will. Nun wohl. Ich erkenne mein Unrecht. Morgen also brechen wir auf, um auf neue Eroberungen los zu gehen.

Zweyte Lection.

Will. Findet ihr nicht einige Aehnlichkeit in folgenden beiden Sätzen: „der Hund (ich meine den Hund dort unter dem Ofen) der Hund frißt," und: „der Vogel singt?"

Alle. Wir wissen nicht, wie wir das verstehen sollen.

Will. Ich will euch also die Sache besser auseinander setzen. — Was thut der Hund?

Alle. Er frißt.

Will. Was thut der Vogel?

Alle.

Alle. Er singt.

Will. Beide also thun etwas?

Alle. Ja.

Will. Nun seht, da habt ihr ja die Aehnlichkeit. Darf ich denn also sagen: beide Sätze sind einander darinn ähnlich, daß sie beide aussagen, was diese zwey Thiere thun? Der eine sagt von dem Hunde aus, daß er frißt, der andere von dem Vogel, daß er singt; darf ich das sagen?

Alle. O ja.

Will. Nun, die Aehnlichkeit wäre also gefunden. Jetzt wieder zu zweyen: „der gestrige Tag war heiß;" „der heutige Tag ist kühl." Findet ihr in diesen beiden Sätzen eine Aehnlichkeit?

Alle. O ja; sie bestehet darinn, daß den beiden Tagen eine besondere Temperatur beygelegt wird.

Will. Ganz richtig. Denn heiß ist eine Art von Temperatur, und kühl ist auch eine. — Nun noch ein paar Sätze: „die Stubenthüre ist weiß;" „die Hausthüre ist braun." Findet ihr auch in diesen Sätzen Aehnlichkeit?

Alle. Ebenfalls. Beyde Sätze kommen darinn überein, daß sie aussagen, jede Thüre habe eine Farbe.

Will. Recht gut. Auf solche Art werden wir wohl weiter kommen. Gebt also einmal Acht auf alle sechs Sätze: der Hund frißt; der Vogel singt: der Tag ist heiß; der Tag ist kühl: die Stubenthüre ist weiß; die Hausthüre ist braun. Haben diese sechs Sätze nicht eben auch eine Aehnlichkeit mit einander? Bedenket einmal. — Ihr findet sie nicht? Wohlan, so will ich euch zeigen, was ich gefunden habe. Ich behaupte nemlich, es werde in jedem dieser Sätze einem Dinge, welches ich überhaupt das Ding nennen will, etwas beygelegt. Das Beygelegte will ich überhaupt das Etwas nennen.

Ich habe also sechs Dinge: 1) der Hund, 2) der Vogel, 3) der gestrige Tag, 4) der heutige Tag, 5) die Stubenthüre, 6) die Hausthüre. — Nun meine sechs Etwas: 1) fressen, 2) singen, 3) heiß seyn, 4) kühl seyn, 5) weiß seyn, 6) braun seyn. Nun, habe ich richtig gezählt?

Alle. O ja. Es ist wahr, es wird wirklich in jedem dieser sechs Sätze einem Dinge etwas beygelegt.

Will. Haben wir denn auch für die sechs Dinge, denen etwas beygelegt wird, sechs Wörter?

Alle. O ja; nemlich der Hund, der Vogel, u. s. w.

Will.

Will. Haben wir auch für die sechs Etwas sechs Wörter?

Alle. O ja; nemlich frißt, singt u. s. w.

Will. Ganz recht. Es haben also auch diese zwölf Wörter mit einander Aehnlichkeit, nemlich allemal sechse mit sechsen. Die sechs erstern kommen darinn mit einander überein, daß sie Dinge bezeichnen, denen etwas beygelegt wird; die sechs letztern kommen darinn mit einander überein, daß sie das bezeichnen, was den Dingen beygelegt wird.

Um dieser Aehnlichkeit willen haben jene einen besonderen Namen bekommen, und diese auch einen. Jene heißen Substantive, diese heißen Attributive. Diese Namen müßt ihr nun eurem Gedächtnisse einprägen, denn ich werde sie künftig in unsern Redestunden gebrauchen.

Alle. O, das wollen wir wohl. Substantive sind Wörter, welche das Ding anzeigen, dem etwas beygelegt wird; Attributive sind Wörter, welche das anzeigen, was beygelegt wird.

Will. Recht gut. Nun übt euch also nur. Welches ist z. B. in dem Satze: „der Blitz hat gezündet," das Substantiv?

Alle. „Der Blitz."

Will. Und das Attributiv?

Alle. „Gezündet."

Will. Brav. Wie ist es denn in folgendem Satze: „die Farbe der Menschen in Europa ist die weiße?"

Alle. „Die Farbe" ist das Substantiv, und: „die weiße" ist das Attributiv.

Will. Recht sehr gut. Es freuet mich, daß ihr euch durch die vielen andern Wörter, welche noch in dem Satze vorkommen, nicht habt irre machen lassen. Denn allerdings sind die Sätze nicht immer in so wenig Wörtern abgefaßt, als es in unsern sechs Probe-Beyspielen der Fall ist. Man braucht, um etwas, was man denkt, zu sagen, bald viel, bald wenig Wörter. So habe ich z. B. in dem letzten Exempel ihrer neune. Ich hätte aber in sieben dasselbe sagen können, nemlich: „die Hautfarbe der Europäer ist die weiße." Hier habe ich nur sieben Wörter Mein Substantiv ist nun: die Hautfarbe, das Attributiv aber ist geblieben; nemlich: „die weiße." —

Jetzt will ich euch nun noch einen Hauptvortheil, den ihr von der heutigen Untersuchung haben werdet, angeben. — Ihr fraget oft, ob ein

Wort

Wort mit einem großen Anfangs = Buchstaben geschrieben werden solle, oder nicht; und, was ich euch auch alsdann antwortete, so fehltet ihr doch immer. Jetzt kann ich euch eine Regel geben, die euch niemals irre führen wird, nemlich die: „Alle Substantive werden im Deutschen mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben; ein Attributiv aber niemals.

Einige. Ey, das ist schön. Wir hatten einmal einen Lehrer, der sagte, alle die Wörter, vor welchen entweder: der, oder: die, oder: das stände, würden mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben.

Will. Diese Regel ist nicht ganz übel; aber man muß schon viele Kenntniß und Ueberlegung haben, wenn man sie anwenden will. Nehmt einmal den Satz: die Hautfarbe der Europäer ist die weiße. Vor: Hautfarbe stehet: die. Ich muß dieß Wort also mit einem großen Buchstaben schreiben, und das ist auch richtig. Allein vor: weiße stehet ebenfalls: die, ich sollte also: weiße auch mit einem großen Buchstaben schreiben, und das wäre falsch. Diejenigen aber, welche die Regel geben, sagen, daß das: die eigentlich nicht vor das Wort: weiße gehöre, sondern man müsse eigentlich sagen: die Hautfarbe der Europäer ist die weiße Farbe,

das: die gehöre zur Farbe, und das Wort: weiß habe sich nur dazwischen hineingedränge. Dieß alles ist auch richtig, aber es ist, glaube ich, für Kinder zu schwer zu verstehen; darum habe ich auch diese Regel nie gegeben. — Die Regel aber, welche ich heute gegeben habe, werdet ihr nunmehr gewiß verstehen, und sie wird euch nicht irre leiten. Merkt euch noch dieses dabey: Die Wörtchen: der, die, das nennt man Artikel. Es ist nun allerdings richtig, daß im Deutschen vor einem Substantive gemeiniglich ein Artikel steht. Aber doch nur gemeiniglich, nicht immer. Sage ich z. B.: „das Salz beißt auf der Zunge," so ist das Wort: Salz, das Substantiv, und hat auch den Artikel: das, bey sich. Aber ich kann auch sagen: „Salz beißt stark auf der Zunge;" ich kann auch sagen: „Alle Salze beißen stark auf der Zunge." Immer bleibt das Wort: Salz das Substantiv, weil es das Ding anzeigt, dem etwas beygelegt wird, und dennoch stehet in beyden Sätzen kein Artikel vor demselben. — — —

Nun aber einmal wieder zu unsern beiden Gesprächen zurück. — Ich fragte euch, worinn wohl der Unterschied zwischen dem Gespräch eines Feuerländers mit seiner Frau und eines auf das Feuerland verschlagenen Europäers

mit

mit seiner Frau bestehe. Ihr antwortetet mir nicht so, daß ich euere Antworten brauchen konnte. Ich selbst aber konnte euch den Unterschied nicht eher angeben, als bis ich das gesagt hatte, was bisher vorgekommen ist. Gegenwärtig will ich euch nun meine Meinung über diesen Unterschied sagen, prüfet nun selbst, ob ich recht haben werde. — Der Unterschied bey diesen beyden Gesprächen liegt nemlich darinn, daß die Feuerländer einige Arten von Wörtern gar nicht zu haben scheinen, welche die Europäer haben. — Wir kennen jetzt schon zwey Arten von Wörtern, nemlich welche?

Alle. Die Substantive und die Attributive.

Einige. Auch die Artikel.

Will. Sehr brav. Jedoch nennt man die Artikel gemeiniglich nicht Wörter, sondern allenfalls nur: Wörtchen, Anhänge- oder Vorsetzwörtchen u. d. gl. Denn eigentlich versteht man unter einem Worte einen Schall, der etwas bedeutet. Da aber der Artikel: der, die, das, nichts bedeutet, sondern nur bey den Deutschen aus Gewohnheit an die Substantive angehängt wird, so will man ihn gewöhnlich auch nicht ein Wort nennen, sondern nur: Partikel.

Nothwendig sind allerdings die Partikeln nicht. Daher haben auch nicht alle Sprachen Partikeln.

keln. Unsere deutsche Sprache, wie gesagt, hat sie. Man sagt z. B. der Hund. Die französische Sprache hat auch Artikel, denn man sagt im Französischen ebenfalls: le chien. Allein die lateinische hat keine Artikel. Man setzt da das bloße Substantiv, z. B. canis, nicht: le canis, oder: der canis, sondern bloß: canis. Von dem Artikel wollen wir also jetzt nicht sprechen.

Um nun also zu wissen, ob ich recht habe, wenn ich sage: in dem Gespräche der Feuerländer fehlen einige Arten von Wörtern, welche in dem Gespräche der Europäer anzutreffen sind, so laßt uns doch sehen, ob wir Substantive und Attributive in dem Gespräche jener elenden Menschen antreffen, oder ob vielleicht schon diese beiden Arten fehlen. Leset demnach das Gespräch noch einmal durch.

Einige. Wir finden Substantive, hier: Hunger, Fisch, Meer u. s. w. — Auch Attributive, nemlich: schön, groß.

Andere. Nein; wir finden weder Substantive noch Attributive.

Will. Sonderbar genug. Vertheidiget euch also gegen einander.

Die erstern. Wir haben ja die Substantive und Attributive, die wir gefunden, genannt; man

sage

sage uns doch, warum diese Wörter keine Substantive und Attributive seyn sollen.

Die letztern. Ja, das ist freilich so. Aber wir glaubten, es müßte allemal in jedem Satze ein Substantiv und ein Attributiv vorkommen, und in dem Gespräche der Feuerländer stehen die Worte nur so einzeln dort.

Will. Ich bin mit beiden Antworten sehr zufrieden, lieben Kinder, denn ich sehe daraus, daß beide Partheyen nicht ohne Nachdenken und Ueberlegung gesprochen haben. Ich will euch die Sache nun aus einander setzen.

Als ich euch angeben wollte, was ein Substantiv und ein Attributiv wäre, wählte ich allerdings Sätze, in denen ein Substantiv und auch ein Attributiv vorkam. Da glaubte nun die zweyte Parthey, es könnten im Sprechen gar keine Substantive vorkommen, wenn nicht zu gleicher Zeit auch Attributive, und keine Attributive, wenn nicht zu gleicher Zeit auch Substantive dabey wären. Nicht wahr, das war eure Meinung?

Die letztern. Ja, das glaubten wir.

Will. Darinn irrt ihr nun aber. Oft sagt jemand nur ein einziges Wort, und doch muß man angeben können, was das für eine Art von Wort sey. Z. B. Fleisch, Suppe, Teller. Seht,

das

das sind lauter einzelne Wörter, und doch werdet auch ihr mir nunmehr angeben können, ob es Substantive oder Attributive seyen.

Die letztern. Es sind Substantive.

Will. Allerdings. Ich will euch also nunmehr dahin bringen, daß ihr einen solchen Irrthum nie mehr begehen könnet. Nennt euch jemand ein einzelnes Wort, und fragt dabey, ob es ein Substantiv oder ein Attributiv sey, so müßt ihr in Gedanken versuchen, dieses Wort gleich in einen Satz zu bringen. Da werdet ihr alsdann die Antwort finden. Z. B. Fleisch. Ich bringe dieses Wort in einen Satz. Ich sage: das Fleisch ist riechend; das Fleisch ist gekocht; das Fleisch liegt in der Schüssel; das Fleisch schmeckt gut. — Ueberall ist, wie ihr findet, das Fleisch das Ding, dem etwas beygelegt wird. Fleisch ist also ein Substantiv. Jetzt nehme ich das Wort: breit. Ich bringe es ebenfalls in einen Satz, und sage: der Tisch ist breit; die Mauer ist breit; das Band liegt breit; der breite Rücken; die breite Mauer. — Ueberall ist breit dasjenige, das einem andern beygelegt wird. Breit ist also ein Attributiv.

Ihr erstern hattet euch nun über die Bedenklichkeiten, welche die zweyte Parthey hatte, weggesetzt, oder sie waren euch vielleicht gar nicht ein-

eingefallen. Ihr urtheiltet also in so ferne richtig, daß ihr die Wörter: schön, groß für Attributive; Fisch, Meer, Vogel u. s. w. für Substantive ausgabt.

Zugleich sehe ich also daraus, daß Substantive und Attributive die Arten von Wörtern nicht sind, welche den Feuerländern fehlen. Wenn ich also recht behalten soll, muß ich euch wohl zeigen, daß es, außer diesen beiden Arten, noch mehrere Arten von Wörtern gebe. Aber ehe ich dieses thue, wollen wir noch etwas in Ansehung dieser beiden uns schon bekannten Arten lernen.

Eines in Ansehung der Substantiven wißt ihr schon, nemlich die Regel?

Alle. Daß im Deutschen alle Substantive mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden.

Will. Ganz richtig. Jetzt hört nun einmal die Bemerkung in Ansehung der Substantive: „Alle Substantive werden declinirt." Ihr wißt vermuthlich noch nicht, was das heißt?

Alle. Nein.

Will. Das heißt: Alle Substantive leiden bey vorkommenden Fällen Veränderungen in Ansehung der Buchstaben, aus denen sie bestehen, und in Ansehung des Artikels, der ihnen vorgesetzt wird. — Nicht wahr, ich kann z. B. sagen:

gen: der Tisch. Ich kann aber auch sagen: des Tisches. Hier kommen die Buchstaben: es dazu, und statt des Artikels: der steht der Artikel: des. Ich sage auch: die Tische. Hier kömmt bloß ein: e dazu, und der Artikel heißt: die.

Solche Veränderungen nun im Sprechen mit den Wörtern vornehmen, heißt declinieren. Hiebey müßt ihr nun zweyerley bemerken. Man declinirt, erstlich, deswegen, damit man dem, mit welchem man spricht, zu erkennen geben könne, ob man nur von Einem der Dinge spricht, welche durch das Substantiv angezeigt werden, oder, ob man von mehreren jener Dinge spreche. Sagte ich z. B. Tisch, groß; so wüßte niemand, ob ich nur Einen Tisch, oder ob ich mehrere meinte. Sage ich aber: der Tisch ist groß, so wißt ihr gleich, daß ich nur von Einem rede. Sage ich: die Tische sind groß, so wißt ihr, daß ich von mehreren rede. Seht ihr dieß ein?

Alle. Recht sehr wohl.

Will. Seht, diese Deutlichkeit entsteht also dadurch, daß man die Substantive declinirt. — Ist nun die Rede nur von einem einzigen der Dinge, welche durch das Substantiv angedeutet werden, so sagt man, das Substantiv

stehe im Singular, oder, es sey im Singular gebraucht. Ist aber die Rede von mehreren der Dinge, die durch das Substantiv angedeutet werden, so sagt man, das Substantiv stehe im Plural. In dem Satze also: der Tisch ist rund, so wie in dem Satze: das Bein des Tisches ist zerbrochen, steht das Wort: Tisch, im Singular. In dem Satze aber: alle diese Tische sind mein, steht das Wort: Tisch, im Plural.

Es giebt aber noch eine Ursache, warum man die Substantive declinirt. Nemlich, damit man sogleich zu erkennen geben könne, ob das ganze Ding, welches durch das Substantiv angedeutet wird, gemeint sey, oder etwa nur ein Theil, eine Eigenschaft desselben und dergl. Sage ich z. B. Stuhl, grün; so weiß niemand, ob der ganze Stuhl grün sey, oder ob vielleicht nur ein Theil des Stuhles grün sey. Declinire ich aber das Wort Stuhl, und sage: — — des Stuhles ist grün, so weiß der Andere gleich, daß ein Theil des Stuhles, vielleicht die Decke, oder die Lehne, oder was es auch sey, grün sey. — Diese Art, die Wörter zu decliniren, nennt man nun die Veränderung durch Casus. Brauche ich also einen bestimmten Casus, so thue ich es deswegen, damit der andere wissen solle, ob ich

das ganze Ding, von welchem ich spreche, oder ob ich nur einen Theil desselben meine.

Es giebt im Deutschen fünf Casus. Das heißt: es giebt fünferley Arten, ein Substantiv zu verändern, um damit anzudeuten, ob man das ganze Ding oder nur einen Theil desselben meine. Ich will euch die Namen der Casus nach der Ordnung, in welche man sie gewöhnlich setzt, an die Tafel schreiben. Es sind zwar lauter fremdklingende Worte, allein es ist nothwendig, daß ihr nicht nur diese Worte, sondern auch die Sache selbst merket.

Nominativ. Der Tisch. Z. B. Der Tisch ist roth.

Genitiv. Des Tisches. — Das Blatt des Tisches ist gesprungen.

Dativ. Dem Tische. — Gieb dem Tische eine andere Farbe.

Accusativ. Den Tisch. — Verkaufe mir den Tisch.

Vocativ. Tisch. — Tisch, ich werfe dich in das Feuer.

In allen diesen Beyspielen ist immer nur von einem einzigen Tische die Rede. Aber man kann ja wohl auch von mehrern Tischen sprechen. Auch da giebt es fünf Casus, d. h. fünf

Arten,

Arten, wie ich zu erkennen gebe, ob ich das Ganze oder nur Theile meine. Nemlich:

Nominativ. Die Tische. — Die Tische sind alle verbrannt.

Genitiv. Der Tische. — Die Schubkästen der Tische passen nicht.

Dativ. Den Tischen. — Thue den Tischen keinen Schaden.

Accusativ. Die Tische. — Verkaufe mir die Tische.

Vocativ. Tische. — Tische, ihr seyd mir zu theuer.

Wollt ihr diese Dinge wohl eurem Gedächtnisse einprägen, so daß ihr jedes Substantiv durch alle Casus, im Singular und im Plural, und nach der Ordnung der Casus, die ich hier angegeben, decliniren könnt?

Alle. O ja; das wollen wir ganz gewiß.

Will. Brav. Ich will euch auch noch etwas darüber sagen, was euch zum Verständnisse der Sache dienen, und dadurch euch das Lernen und Behalten erleichtern kann.

Wenn ihr auf die Gespräche der Menschen Acht gebt, so werdet ihr finden, daß beynahe in jedem Satze mehr als Ein Substantiv vorkömmt. Z.

B. wenn ich sage: der Hund hat den Hasen gefangen, so habe ich in diesem Satze zwey Substantive: Hund und Hase.

1) Eines von diesen Substantiven bezeichnet nun das Ding, von welchem eigentlich die Rede ist, und dieses Substantiv wird allemal in den Nominativ gesetzt. In meinem Satze ist der Hund das Ding, von welchem gesagt wird, es habe den Hasen gefangen. Ich darf also nicht sagen: den Hund hat den Hasen gefangen, sondern ich muß sagen: der Hund hat den Hasen gefangen. Sage ich: der Sultan und der Waldmann (zwey Hundenamen) haben den Hasen gefangen, so habe ich zwey Dinge, die als die Dinge angesehen werden, von denen etwas behauptet wird; es stehen also hier die beiden Substantive: Sultan und Waldmann, im Nominativ.

Stelle ich hingegen den Hasen als das Ding vor, von welchem eigentlich die Rede ist, so muß ich alsdann das Substantiv: Hase, in den Nominativ setzen. Z. B. der Hase ist dem Hunde entwischt, oder: der Hase ist von den beiden Hunden gefangen worden.

2) Jedes Substantiv aber, das nicht als Hauptsache, d. h. nicht als das Ding vorgestellt wird, von welchem eigentlich die Rede ist,

wird

wird entweder in den Dativ oder in den Accusativ gesetzt.

Dieser Dativ oder Accusativ wird nun im Deutschen zuweilen durch den Artikel, den man vor das Substantiv setzt, allein angedeutet, zuweilen aber setzt man zu diesem Artikel auch noch ein anderes Wörtchen hinzu. — Erstlich was den Accusativ betrifft.

„Die Hunde haben den Hasen getödtet." Die Hunde sind hier als die Thiere vorgestellt, von welchen eigentlich die Rede ist, der Hase hingegen gehöret mit unter das, was von den Hunden gesagt worden ist. Das Wort: Hase, steht also im Accusativ, und dieser Accusativ ist hier dadurch angedeutet worden, daß ich nicht den Artikel: der, sondern den Artikel: den setzte. — Sage ich aber: der Mann lehnte sich an den Ofen, so steht hier der Ofen, weil er nicht das Hauptwort des Satzes ist, im Accusativ, und zum Zeichen dessen habe ich vor den Artikel: den auch noch das Wörtchen: an gesetzt: an den Ofen.

Habt ihr wohl alles verstanden, was ich bisher gesagt habe?

Einige. Uns fiel dabey ein, daß man manchmal doch nicht wissen könne, ob ein Wort im Nominativ oder Accusativ stehe. Denn man sagt, z.

B.: der Hund kam über das Zimmer gelaufen. Man sagt aber auch: das Zimmer ist groß. Nicht wahr, in dem zweyten Satze steht das Wort: Zimmer im Nominativ, im ersten aber im Accusativ, und dennoch heißt der Artikel in beiden Zimmern: das?

Will. Recht gut bemerkt, meine Lieben. Dieß ist eine Unvollkommenheit, welche davon herkömmt, wie man im Deutschen den Artikel declinirt. — Ich will euch das morgen auseinander setzen, denn heute möchte ich gern das zu Ende bringen, was ich mir vorgesetzt hatte.

Es giebt also Wörtchen, die man noch zu dem Artikel setzt, wenn man ein Substantiv in den Accusativ setzen will; z. B. das Wörtchen durch, gegen, ohne, für, um u. s. w.

So giebt es aber auch Wörtchen, welche mit dem Dativ verbunden werden. — Denn auch der Dativ wird gesetzt, wenn das durch ein Substantiv bezeichnete Ding nicht die Hauptsache ist, von welcher geredet wird. Z. B. der Jäger schoß dem Schweine die Kugel in das Herz. Das Ding, von welchem eigentlich gesprochen wird, ist der Jäger. Es wird von ihm erzählt, daß er etwas gethan habe, und zwar, daß er dem Schweine etwas gethan habe.

Hier stehet nun aber nicht der Accusativ, sondern

dern der Dativ, und zwar ohne ein anderes Beywort, bloß durch den Artikel angezeigt. Sage ich aber: es ist Feuer in dem Ofen; es ist ein Löwe vor der Stadt zu sehen; mein Freund steht hinter der Thüre; so steht in diesen Sätzen der den Dativ anzeigende Artikel nicht allein, sondern es steht noch ein Wörtchen dabey. — Ich werde auf diese Wörtchen späterhin noch einmal zu sprechen kommen.

Der Vocativ wird jederzeit ohne Artikel gesetzt. Man braucht den Vocativ, wenn man das durch das Substantiv bezeichnete Ding entweder wirklich anredet, oder doch wenigstens anzureden scheinet. Z. B. Kind! nimm dich in Acht, du fällst ins Wasser. — Kind! ich liebe dich so zärtlich. — Kind! ich bin außerordentlich ungehalten über dich. — Ruhe! wie süß bist du für den ermüdeten Arbeiter.

So wie es nun in Rücksicht der Casus im Singular ist, so ist es auch im Plural. Werden die Dinge, von welchen gesprochen wird, als die Hauptdinge angesehen, so nimmt man den Nominativ. Z. B. „Die Reisenden sind zwischen den Dörfern angefallen worden." Alles ist so wie im Singular, nur daß der Plural immer anzeigt, es sey von mehreren die Rede.

3) Einen dritten Umstand, der die Substantive betrifft, muß ich auch noch anführen.

Man

Man kann nemlich vor die Substantive, wenn sie im Nominativ stehen, nicht willkührlich entweder den Artikel: der, oder: die, oder: das, setzen, sondern bey der Regel, die hierüber einmal eingeführt ist, muß es bleiben. Man sagt z. B. nicht: der Stadt Amsterdam, sondern: die Stadt u. s. w. Eben so wenig: die Hirsch, sondern: der Hirsch. Auch sagt man nicht: die Pferd, oder: der Pferd, sondern man sagt: das Pferd.

Weil man nun vor das Wort: Mann, jederzeit den Artikel: der, vor das Wort: Frau, jederzeit den Artikel: die, und vor das Wort: Ding, worunter man gewöhnlich etwas versteht, was gar kein Mensch, und also auch weder ein Mann noch eine Frau ist, den Artikel: das setzt; so sagt man, einige Substantive hätten ein Geschlecht. Diejenigen, vor welche man: der setzt, wären männlichen Geschlechts, die aber, vor welche man: die setzt, wären weiblichen Geschlechts. Einige Substantive aber hätten gar kein Geschlecht, und vor diese setze man: das. Dieß ist zwar eine wunderliche und beynahe lächerliche Art zu reden, allein sie ist einmal eingeführt, und selbst die Gelehrten sprechen in Büchern so; sie drücken noch dazu die Sache sogar in lateinischen Worten aus. Sie sagen z. B. das Substantiv: Salat, ist ein Masculinum,

linum, d. h. es ist männlichen Geschlechts, denn man sagt: der Salat. Stadt hingegen ist ein Fôminin um, d. h. es ist weiblichen Geschlechts, denn man sagt: die Stadt. Rothkehlchen ist ein Neutrum, d. h. es ist von gar keinem Geschlecht, denn man sagt: das Rothkehlchen.

Weil nun, wie gesagt, bloß der Artikel anzeigt, ob ein Substantiv männlichen, oder weiblichen Geschlechts sey, oder zu gar keinem Geschlechte gehören solle, so declinirt man auch den Artikel, und das geschieht so unvollkommen, daß oft Undeutlichkeiten daraus entstehen. Nemlich so:

Singul.

	Masc.	Fôminin.	Neutrum.
Nomin.	(der.)	(die.)	(das.)
Genit.	(des.)	(der.)	(des.)
Dat.	(dem.)	(der.)	(dem.)
Accus.	(den.)	(die.)	(das.)

Plur.

Nom.	(die.)	(die.)	(die.)
Genit.	(der.)	(der.)	(der.)
Dat.	(den.)	(den.)	(den.)
Accus.	(die.)	(die.)	(die.)

Da seht ihr nun, daß manches Substantiv im Accusativ gerade so lautet, als in dem Nominativ;

tiv; z. B. das Zimmer. Man sagt: das Zimmer ist weiß, wo also das Wort im Nominativ steht; man sagt aber auch: die Diebe haben das Zimmer ausgeräumt, wo das Wort: Zimmer, im Accusativ steht.

Eben so sagt man: die Hirsche, wo: die das Masculinum anzeigt, als man sagt: die Schweine, wo: die das Neutrum bedeutet. — Nur einzig und allein in dem Nominativ des Singulars zeigt der Artikel ohne alle Zweydeutigkeit das Geschlecht eines Substantives an.

So viel nun von dem Substantiv. Ihr seht, daß es allerley dabey zu bemerken gebe, und daß man dieß wissen und anwenden müsse, wenn man richtig und deutlich sprechen lernen, oder wenn man beurtheilen will, ob die, mit denen wir reden, ihre Sprache ordentlich verstehen oder nicht.

Dritte Lection.

Will. Wir hatten, außer dem Substantiv, noch eine Art von Wörtern bemerkt, wie hieß diese?

Alle. Attributive.

Will. Richtig. Sie bedeuten nemlich das, was man den Substantiven in der Rede beylegt. In dem Satze: der Spiegel ist bestaubt, ist das Wort: bestaubt, das Attributiv, und zeigt irgend etwas an, was an dem Spiegel vorhanden ist. Eben so das Wort: groß, in dem Satze: meine Hand ist groß.

Ihr habt nun zu merken, daß es zweierley Attributive gebe. Einige nemlich werden declinirt, ungefähr so, wie die Substantive, und diese heißen Adjective. Andere werden aber auf eine andere Art verändert, sie werden nemlich, wie man es nennt, conjugirt, und diese nennt man Verba, oder, wenn man nur von Einem, und also im Singular spricht, Verbum. Zuerst von den Adjectiven.

1) Sage ich z. B.: „der Hirsch ist weiß," so steht das Wort: weiß, ganz unverändert. Sage ich: der weiße Hirsch, so ist es schon verändert; es ist nemlich ein: e angehängt worden. Sage ich: die Nahrung des weißen Hirsches, so ist die Veränderung noch größer, denn es sind zwey Buchstaben, nemlich: e und n, angehängt worden. Eben so sage ich auch im Plural: die weißen Hirsche; den weißen Hirschen u. s. w. Ihr seht also, daß die Adjective auf ähnliche Weise verändert werden, wie die Substantive, d. h. declinirt.

2) Von eben diesen Adjectiven muß ich euch aber noch eine Art von Veränderung angeben. Nicht wahr, man kann sagen: „dieses Haus ist groß?"

Alle. O ja.

Will. Kann man aber auch sagen: „dieses Haus ist größer, als jenes?"

Alle. O ja; das kann man auch sagen.

Will. Aber ich kann auch sagen: dieses Haus ist das größte. Seht, hier ist das Wort: groß, zweymal verändert. Einmal heißt es: größer, das zweytemal heißt es: größte. Eben so sagt man: klein; kleiner; kleinste. Roth; röther; rötheste. Lieb; lieber; liebste. — Diese Veränderung der Adjectiven nennt man nun die Gradation, oder Steigerung; weil die Vorstellung, welche durch das Adjectiv bezeichnet wird, gleichsam immer höher oder weiter getrieben wird. Weiß, z. B. ist schon etwas auszeichnendes. Wer weiß ist, ist nicht schwarz, nicht roth, u. s. w. und deutet also eine bestimmte Beschaffenheit an. Sage ich aber: weißer, so vergleiche ich den Gegenstand, welchem ich die weiße Farbe beylege, schon nicht mehr bloß mit Gegenständen von anderer Farbe, sondern ich vergleiche ihn mit andern, ebenfalls weißen Gegenständen, und sage, daß er sich sogar von diesen durch seine weiße Farbe unterscheide. Er ist weißer, als die andern. Sage ich aber gar: weißte, so setze ich den Gegenstand gerade zu über alle andere seines Gleichen, und behaupte, daß alle weißen Gegenstände ihm nachstehen müssen. Er ist der weißte von allen.

Nun merkt euch auch wieder ein paar Kunstausdrücke. Sage ich: weiß, schwarz, hell, dun-

kel

kel, groß, klein, oder, mit Einem Worte, setze ich das Adjectiv schlechthin so, wie es ist, so sagt man, das Adjectiv stehe im Positiv. Deute ich aber durch die vorgenommene Veränderung des Adjectivs an, daß es einen höheren Grad anzeigen solle, z. B. schwärzer, dunkler, kleiner, größer: so nennt man das den Comparativ. Und gebe ich durch Veränderung des gebrauchten Adjectivs an, daß es den höchsten Grad anzeigen solle, z. B. schwärzeste, größte, kleinste: so nennt man das den Superlativ.

Einige. Ach! was für Wörter! Sollen wir denn diese auch merken, und warum klingen sie denn so besonders?

Will. Allerdings müßt ihr sie auch merken, es ist dieß theils eine heilsame Uebung für euer Gedächtniß, theils müßt ihr diese Wörter lernen, damit ihr mit gelehrten Leuten sprechen und ihre Bücher lesen könnet. Denn diese haben diese Wörter gelernet und bedienen sich derselben auch. Weiß man sie nun nicht ebenfalls, so versteht man alsdann nicht, was gelehrte Leute sagen oder schreiben.

Warum aber diese Wörter so sonderbar klingen, das will ich euch sagen. Die ersten Gelehrten in Deutschland, welche über die verschiedenen Arten von Wörtern solche Betrach-

tun-

tungen angestellt haben, wie ich sie jetzt in eurer Gesellschaft anstelle, sprachen und schrieben nicht deutsch, sondern lateinisch; und also die Sprache, die, wie ihr wißt, vor ein paar tausend Jahren in Rom gesprochen wurde. Daher nahmen sie auch lauter lateinische Ausdrücke für die Bemerkungen, welche sie machten.

Anstatt daß sie also, wenn sie deutsch gesprochen hätten, würden gesagt haben: wir wollen von dem Adjectiv, wenn es bloß dasteht, um eine gewisse Eigenschaft des Substantivs, durch welche sich dieses überhaupt von anderen auszeichnet, anzugeben, sagen, es stehe in der behauptenden Stellung — sagten sie: es steht in dem positivo. Denn positivus heißt in der lateinischen Sprache die behauptende Stellung, comparativus heißt die vergleichende Stellung, und superlativus die übertreffende.

Ihr könnt euch, was ich hier gesagt habe, überhaupt in Ansehung der fremden Wörter merken, die euch vorkommen werden. Sie sind größtentheils entweder lateinisch oder griechisch; und das kömmt daher, weil die Gelehrten ehedem ihre Gedanken fast immer lateinisch, und zuweilen auch griechisch ausdrückten. — Alle die Wörter, die wir bisher gehabt haben: Singu-

lar,

lar, Nominativ, Conjugation, Declination, alle diese Wörter sind lateinisch, und werden auch jetzt noch beybehalten, ungeachtet unsere deutschen Gelehrten jetzt größtentheils deutsch schreiben und sprechen.

So viel von dem Adjective. Nun von der zweyten Art der Attributive, nemlich von den Verben.

Wenn ich sage: „der Hund schläft;" lege ich ihm da nicht eben so gut etwas bey, als wenn ich sage: „der Hund ist toll?"

Alle. Allerdings.

Will. Gleichwohl ist das Attributiv: schläft, eine ganz andere Art von Wörtern, als das Attributiv: toll. Denn das Wort: schläft, wird auf eine ganz andere Art verändert, als das Wort: toll. Sage ich z. B. der tolle Hund, so setze ich nichts weiter, als ein: e zu dem Worte toll hinzu. Sage ich aber: der schlafende Hund, so erleidet das Wort: schläft, doch eine sehr große Veränderung.

Ferner, so kann ich auch sagen: ich schlafe, oder: du schläfst, oder: er schläft. Ich kann aber nicht sagen: ich toll, du toll, er toll. — Das seht ihr doch ein?

Alle. O ja.

Will. Nun so kann ich euch auch sagen, was man unter dem Ausdruck: conjugiren, verstehe. Conjugiren nemlich heißt ein Verbum so verändern, daß man dadurch zu erkennen giebt, erstlich, ob von dem Sprechenden, oder von dem, zu welchem gesprochen wird, oder ob von einem Abwesenden die Rede sey; und, zweytens, ob das, was erzählt wird, jetzt geschehe, oder ob es schon geschehen sey, oder ob es erst geschehen werde. — Gebt nun Acht, wie ich euch das auseinander setze.

Wir hatten den Satz: der Hund schläft. — Könnte ich nicht auch sagen: der Hund hat geschlafen? oder auch: der Hund wird schlafen?

Alle. Allerdings.

Will. Seht nun; die Veränderung betrifft aber bloß die Zeitpuncte. Sage ich: der Hund schläft, so setze ich diese Begebenheit in die gegenwärtige Zeit; es ist so viel, als sagte ich: der Hund schläft jetzt. Sage ich: der Hund hat geschlafen, so sage ich, daß der Zeitpunct des Schlafens schon vorüber sey. Sage ich: der Hund wird schlafen, so gebe ich zu erkennen, daß der Zeitpunct des Schlafens erst kommen werde, und also weder da sey, noch vorüber sey. — Auch hierzu müßt ihr euch einige

nige lateinische Kunstausdrücke merken. Meine ich, indem ich ein Verbum brauche, die gegenwärtige Zeit, so setze ich das Verbum in das Präsens. Ich schlafe; der Hund beißt; du trinkst. Hier stehen die Verba: schlafen; beißen; trinken, im Präsens. — Will ich aber die vergangene Zeit andeuten, so setze ich das Verbum in das Präteritum. Ich habe geschlafen; der Hund hat gebissen; du hast getrunken. Die Veränderung der Wörter: schlafen; beißen; trinken, in: geschlafen; gebissen; getrunken, zeigt also das Präteritum an. Statt: Präteritum, sagt man auch wohl: Perfectum. — Meine ich aber, indem ich spreche, die zukünftige Zeit, und sage also: ich werde schlafen; der Hund wird beißen; du wirst trinken; so setze ich die Wörter: schlafen; beißen; trinken, dadurch, daß ich ein: werde; wirst; wird, vorsetze, in das Futurum.

Alle. Ey, da giebt es zu merken!

Will. Allerdings. Allein desto mehr übt ihr auch euer Gedächtniß, und desto vollkommener wird dieses.

Dieß war nun die Veränderung, welche die Verben in Ansehung der Zeitpuncte erleiden, und also Ein Umstand, der bey der Conjugation vor Augen genommen wird. Jetzt merkt auch den zweyten.

Ich kann jedes Verbum, z. B. das Verbum: schlafen, mir selbst beylegen; alsdann sage ich: ich schlafe. Ich kann es aber auch dem beylegen, mit welchem ich spreche, und also sagen: du schläfst. So sage ich ja manchmal zu meinem kleinen Mädchen: du schläfst recht sanft, liebes Kind. Ich kann aber auch von einem Dritten, der entweder gegenwärtig oder abwesend ist, ja sogar von jemanden, den ich gar nicht näher bestimme, sagen, daß er schlafe, und alsdann sage ich: schläft. Z. B. der Hund schläft; das Kind schläft. Oder auch: er schläft (nemlich der Hund); sie schläft (nemlich die Katze); es schläft (nemlich das Kind). Ja, ich kann sogar sagen: man schläft; z. B. in großen Städten schläft man bis um acht Uhr. Hier gebe ich zwar zu erkennen, daß ich von Menschen rede, aber ich sage deswegen doch nicht bestimmt, welche Menschen es seyen, ob es Bekannte von mir, ob es Vornehme seyen oder nicht, u. s. w. — Auch geht man hierbey in den Plural, und sagt z. B.: wir schlafen; ihr schlafet; und auch unbestimmt, sie schlafen, d. h. also etwa: die Thiere, die Menschen, die Leute in großen Städten u. d. gl. schlafen.

Diese Veränderung oder Conjugation der Verben nennt man nun die Veränderung nach Per-

Personen. Ich wird die erste, du, die zweyte, er, sie, es, man, wird die dritte Person genannt. Eben so im Plural. Wir ist die erste, ihr die zweyte, sie die dritte Person.

Könnt ihr mir nun, in der Kürze, angeben, was man unter dem Ausdruck Conjugation verstehe?

Einige. O ja. Conjugiren heißt angeben, was für einen Zeitpunct und was für eine Person ein Verbum andeuten solle.

Will. Recht gut. — Was versteht ihr aber unter dem Ausdrucke: Verbum?

Einige. Eine Art von Attributiven, die aber nicht declinirt, sondern conjugirt wird.

Will. Brav. — Nun wollen wir doch einmal sehen, ob wir in dem Gespräche der Feuerländer auch Verben antreffen.

Alle. Nein. Wir finden kein Verbum.

Will. Ich finde aber doch eines. Hier steht es. Gestohlen. Seht, es steht auch dabey: Vogel. Vogel gestohlen! Das heißt doch wohl so viel, als: der Vogel hat ihn gestohlen; nemlich den Fisch. Es ist also das Verbum: stehlen, im Präteritum gesetzt, um anzudeuten, daß die Handlung schon vorüber ist. Ein Europäer, der

besser mit den Worten umzugehen weiß, würde daher das: hat, auch nicht ausgelassen haben. Er würde gerufen haben: Ach! der Vogel hat ihn gestohlen! — Also auch diese Art von Attributiven, und also wenigstens Ein Verbum treffen wir in dem Gespräche der Feuerländer an. In dem Gespräche des Europäischen Ehepaares werdet ihr freilich mehrere finden. (Die Untersuchung wird vorgenommen.)

Nun wendet eure Aufmerksamkeit einmal wieder auf etwas neues. Wenn ich sage: „Philipp hat diesen Stock zerbrochen;“ so ist es wohl eben so viel, als wenn ich sage: „dieser Stock ist von Philipp zerbrochen worden.“ Nicht wahr?

Alle. Allerdings. Das ist gleichviel.

Will. Gleichwohl trefft ihr einen Unterschied in Ansehung der Conjugation des Verbum: zerbrechen an. In dem ersten Satze sagte ich: hat — zerbrochen. In dem zweyten sagte ich: ist — zerbrochen worden. Eben so in den beiden Sätzen: „Ludwig liebt den Johannes,“ und: Johannes wird von dem Ludwig geliebt.“ Beide Sätze sind, dem Sinne nach, einerley; aber das Verbum: lieben, wird in beiden doch verschieden conjugirt. Einmal sage ich: liebt; das zweitemal: wird geliebt.

Einige. Auch ändert sich in beiden Sätzen das Hauptwort. Denn in dem ersten ist: Ludwig, in dem zweiten ist: Johannes, das Hauptwort, und stehet im Nominativ.

Will. Allerdings sehr richtig bemerkt; was mich sehr freuet. — Kann ich denn nun auch sagen: „der Hund ist geschlafen;" so wie ich sagen kann: „der Hund schläft?"

Alle. Nein.

Will. Allerdings nicht. So auch das Verbum: betteln. Ich kann zwar sagen: „Belisar bettelte," aber nicht: „Belisar wurde gebettelt."

Ihr merkt hier also einen Unterschied, den es unter den Verben giebt. Hört nun zu, wie ich die Sache aus einander setze.

Wenn ich sage: Ludwig schläft, so will ich damit nicht sowohl sagen, daß Ludwig etwas thue, etwas wirke, sondern ich will damit eigentlich sagen, daß Ludwig sich in einem gewissen Zustande befinde. Eben so, wenn ich sage: Ludwig wacht. Daher ist auch das Verbum: schlafen, und: wachen ein Attributiv, und zeigt nur einen Zustand, eine Beschaffenheit an. Sage ich aber: Ludwig zeichnet eine Landschaft, so gebe ich damit eine Handlung zu verstehen, welche Ludwig vornimmt. Ich sage nicht bloß, daß er in einem gewissen Zustande

sey, sondern daß er etwas bestimmtes thue oder vornehme. Sobald aber jemand etwas thut, sobald wird auch etwas fertig, oder: es geschieht etwas. Ich kann daher auch das Geschehene als die Hauptsache ansehen, und also sagen: die Landschaft wird von dem Ludwig gezeichnet.

Hierinn besteht also einer von den Unterschieden, die zwischen den Verben statt finden. Einige sind Attributive, andere sind keine Attributive. Diejenigen nemlich sind Attributive, welche bloß einen Zustand andeuten; diejenigen aber sind keine Attributive, welche ein Handeln, Thun oder Wirken anzeigen.

Merkt euch nun noch etwas dazu. Stellt man das Wirken, Thun oder Handeln als geschehend vor, so heißt das Verbum alsdann ein Activum; auch wohl ein Verbum activum. Stellt man das Wirken, Thun oder Handeln als etwas geschehendes oder gar schon als etwas geschehenes vor, so heißt das Verbum alsdann ein Passivum; auch wohl ein Verbum passivum.

Sage ich also z. B.: Belisar bettelte, so ist das Verbum: betteln, weder ein Activum, noch ein Passivum, sondern es ist ein Attributivum, und zeigt nur einen Zustand, den Zustand der

Dürf-

Dürftigkeit an, in welchem sich der brave Mann befand. Sage ich aber: Franz schlägt seinen Hund, so ist das Verbum: schlagen, hier ein Activum, und zeigt ein Handeln an. Sage ich: Franzens Hund wird von Franz geschlagen, so ist das Verbum: schlagen, hier ein Passivum, denn es stellt die Wirkung vor, welche durch den Franz hervorgebracht wird.

Ich habe euch hier, meine Kinder, eine ganz neue Art von Wörtern angegeben, ob sie gleich keinen besonderen Namen führen, sondern Verba heißen. Ich nenne sie aber um deswillen eine besondere Art von Wörtern, weil sie niemals einen Zustand dessen, dem sie beygelegt werden, bezeichnen, sondern entweder ein Handeln oder ein Leiden. Sage ich: „Adolph schlägt den Hund," so sage ich aus, daß Adolph in einer Handlung begriffen sey, und es liegt in meinem Satze auch der: „der Hund wird von dem Adolph geschlagen," der als geradezu ein Leiden ausdrückt.

Hier brauche ich nun aber immer zwey Sätze, um den Sinn, der eigentlich in ein einzigen liegt, vollkommen auszudrücken. Jedem Einen wird nemlich ein Ding als thätig, dem anderen wird ein Ding als leidend vorgestellt. — Es giebt nun auch Verba, welche bes, das Thä-

tige und das leidende zugleich, ausdrücken, und diese Verba sind wieder eine besondere Art von Wörtern. Nehmt einmal den Satz: „ich setze mich nieder.“ Habt ihr in demselben ein Verbum?

Alle. O ja. Das Verbum: setzen.

Will. Habt ihr auch ein als thätig Vorgestelltes in demselben?

Alle. Allerdings. Der ich.

Will. Ganz recht. Habt ihr auch ein als leidend Vorgestelltes?

Alle. Ebenfalls. Nemlich der ich auch.

Will. Recht gut bemerkt. Ich setze mich. Einmal bin ich als derjenige vorgestellt, welcher setzet, und also thätig ist; einmal als derjenige, welcher gesetzt wird, und also leidend ist.

Hier haben wir also viererley Arten von Wörtern, deren jedes eigentlich einen besondern Namn haben sollte, weil jedes eine Art von Hauptwörtern ist, und eine ganz besondere Vorstellung bezeichnet. Allein die Gelehrten haben ihnen dennoch keine besonderen Namen, sondern nur Beynamen gegeben. Ihr müßt euch also diese Beynamen merken.

1) Die Art von Verben, welche bloß einen Zustand angeben, in welchem sich ein Ding be-

findet, heißt ein Verbum neutrum. Im Deutschen würde man dieß ein Verbum nennen, das weder ein Thun noch ein Leiden anzeigt.

2) Die Art von Verben, welche ein Thun anzeigen, heißt Verbum activum.

3) Die Art von Verben, welche ein Leiden anzeigen, heißt Verbum passivum.

4) Die Art von Verben, welche ein Thun und ein Leiden zugleich anzeigen, heißt ein Verbum reciprocum. (Der Scharfsinn der Kinder wurde nun mit Aufsuchen verschiedener Verben, und ihr Gedächtniß mit öfterer Nennung dieser Kunstausdrücke geübt.)

Von welcher Art ist nun das Verbum, welches wir in dem Gespräche der Feuerländer antreffen?

Alle. Es ist ein Verbum activum. Denn stehlen bedeutet eine Handlung.

Will. Ganz recht.

Nun haben wir einen wichtigen Theil unsrer Untersuchungen zurückgelegt, meine Kinder. Ich habe euch nemlich nun alle die Arten von Wörtern bekannt gemacht, welche ich Hauptwörter nenne, weil jede Sprache diese Wörter haben muß. — Gebt einmal Acht, wie ich euch dieß aus einander setze.

Wer spricht, der denkt, und will seine Gedanken dem Andern mittheilen. Sobald aber jemand denkt, so hat er einige Vorstellungen, die er mit einander in Verbindung bringt. Z. B. die Vorstellung: Kirsche, und die Vorstellung: gut schmecken. Denke ich über diese Vorstellungen, so bringe ich sie mit einander in Verbindung, und denke, oder urtheile alsdann in meinen Gedanken: „die Kirsche schmeckt gut." Will ich nun meine Gedanken einem Andern mittheilen, so muß ich Wörter haben, d. h. Laute, die ich mit meinen Sprachwerkzeugen hervorbringe.

So viel Vorstellungen ich nun im Denken verbinde, so viel muß ich Wörter haben. Und da es mehrere Arten von Verbindungen der Vorstellungen giebt, so muß ich auch für jede Art dieser Verbindungen Wörter haben. Ich brauche Wörter für die einzelnen Vorstellungen, und Wörter für die Verbindung der einzelnen Vorstellungen.

Nun giebt es, wie ich euch bey einer andern Gelegenheit zeigen werde, nicht mehr als drey Arten, Vorstellungen in Gedanken zu verbinden, folglich giebt es auch nicht mehr als drey Arten von Wörtern, welche die hörbaren Zeichen für jene Verbindungsarten sind. — Ich stelle mir nemlich

1)

1) entweder vor, daß ein Ding sich in einem gewissen Zustande befinde;

2) oder, daß es auf ein anderes wirke, und daß dieses andere also leide;

3) oder, daß das Ding das wirkende und leidende zugleich sey.

In dem ersten Falle brauche ich Substantive und Attributive; in dem zweyten brauche ich Verba neutra und passiva; in dem dritten brauche ich Verba reciproca.

Es ist also, wie ihr seht, ganz natürlich, daß das Gespräch der Feuerländer, so armselig es auch ist, dennoch Wörter von diesen Hauptarten enthält.

Jetzt vergleicht aber noch einmal das Gespräch der Feuerländer mit dem der Europäer. Nehmt nur gleich einmal die erste Zeile. — Die Frau des Feuerländers sagt bloß: Hunger! Der Mann sagt ebenfalls bloß: Hunger! Die Europäerin aber sagt: Ach! lieber Mann, ich fühle Hunger; ich fühle einen entsetzlichen Hunger! Und der Mann sagt: Ich ebenfalls, liebes Weib. Ach! fände sich doch nur etwas zu unserer Nahrung. —

Laßt einmal die Substantive, Attributive und Verben aus diesen Zeilen weg, so findet ihr

noch

noch folgende Wörter: ach; ich; ebenfalls; doch; nur; etwas; zu. Diese Wörter sind nicht nur in dem Gespräche der Feuerländer nicht anzutreffen, das einzige: Ach! oder Ah! ausgenommen, sondern es sind auch Wörter, die weder mit Substantiven, noch mit Attributiven, noch mit Verben Aehnlichkeit haben. Es scheinen daher ganz besondere Arten von Wörtern zu seyn. Wir wollen die Sache nun näher untersuchen.

Findet ihr wohl einen Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen: „ich bin hungrig," und: ich bin sehr hungrig?"

Alle. Allerdings. Denn in dem ersten Satze sage ich ja, daß ich nur hungrig sey, in dem zweyten aber, daß ich sehr hungrig sey.

Will. Richtig. Wenn jemand zu mir bloß sagt, daß er hungrig sey, so mache ich, vielleicht ganz langsam, Anstalt, ihm etwas zu essen zu geben. Sagt er aber, er sey sehr hungrig, so eile ich, diesen Hunger zu stillen. Seht! dieß alles bewirkt das einzige Wörtchen: sehr. — Nehmt nun auch folgende Sätze: „der Wolf hat mein Lamm gestohlen," und: „dieser Wolf hat mein Lamm gestohlen." Auch da werdet ihr einen Unterschied wahrnehmen?

Alle. Ja wohl. In dem ersten sage ich ganz unbestimmt, daß irgend ein Wolf das Lamm ge-

gestohlen habe, in dem zweyten deute ich bestimmt an, welcher Wolf es gewesen sey.

Will. Brav geantwortet. Darf ich denn also wohl sagen, es gebe Wörter, welche dazu dienen, daß der Andere meine Gedanken bestimmter oder genauer wissen könne, als außerdem?

Alle. O ja. Das Wort: sehr, und das Wort: dieser, ist ja gleich ein Beyspiel davon.

Will. So ist es. — Alle diese Wörter nun, welche nur dazu dienen, daß der Sprechende dem Andern seine Gedanken genauer zu verstehen geben kann, will ich Hülfswörter nennen, weil sie eigentlich nicht dienen, einen neuen Gedanken auszudrücken, sondern nur helfen, einen schon ausgedrückten Gedanken genauer zu bezeichnen. — Einiges von dem, was in dieser Untersuchung vorkommen wird, haben wir schon gehabt, mehreres aber wird euch zum erstenmal vorkommen.

Vierte Lection.

Will. Nicht wahr, Kinder, wenn ihr einsehen wollt, wie reich und wohlversehen mit allerley Dingen ihr eigentlich seyd, so müßt ihr euch mit einem ganz armen und hülflosen Menschen, ungefähr mit Robinson, vergleichen?

Alle. Allerdings. Denn sonst scheinen wir immer

mer arm zu seyn, da wir nur Kinder sind, und noch nichts erworben haben.

Will. Gut. Um einzusehen, wieviel uns die Hülfswörter und das, was ihnen ähnlich ist, eigentlich helfen, müssen wir sehen, wie die Sache stände, wenn wir gar keine Hülfswörter, gar nichts dem ähnliches hätten. Und das wollen wir denn auch versuchen.

Stellt auch jetzt einmal vor, daß ich nicht mit euch spräche, sondern daß ich mit dem Bleystifte zeichnete, was ich im Sinn habe. Ich zeichne also einen Wolf und ein in Stücken zerrissenes Lamm her auf das Papier. — Wißt ihr, was ich hiermit sagen will?

Einige. Sie wollen sagen, der Wolf habe das Lamm zerrissen.

Will. Es wäre möglich, daß ich dieß hätte sagen wollen; allein, könnte ich denn mit dieser Figur nicht auch folgenden Satz ausdrücken wollen: „Wenn ein Wolf und ein Lamm zusammenkommen, so wird das Lamm zerrissen?

Andere. O ja.

Will. Ich glaube es auch. — Ihr seht also, daß es eine genaue oder bestimmte, und eine unbestimmte Sprache giebt. Ich mag nun für einen Satz im Sinn haben, welchen ich will,

so sind die Hauptwörter in demselben: Wolf; Lamm; zerrissen. Sagte ich aber nun dem, mit welchem ich spreche, nichts weiter, als diese drey Hauptwörter, so würde er eben so wenig wissen, was ich eigentlich denke, als ihr es hier aus meiner Zeichnung wißt. Will ich daher, daß der Andere bestimmt wisse, was ich denke, so habe ich hierzu zwey Mittel; ich nehme nemlich meine Zuflucht theils zu Hülfswörtern, theils aber flectire ich die Hauptwörter.

Alle. Was heißt das?

Will. Ihr wißt doch, daß die Substantive und die Adjective declinirt, die Verben aber conjugirt werden?

Alle. O ja; das wissen wir noch.

Will. Beide Arten von Wörtern werden also durch Wegnehmen oder Zusetzen verändert, wiewohl jedes auf eine besondere Art. Diese Veränderung nun, sie bestehe worinn sie wolle, und sie sey entweder Declination oder Conjugation, nennet man Flexion, und das Verändern selbst, flectiren.

Wir wollen nun die drey Wörter: Wolf; Lamm; zerreißen, als Beyspiele nehmen, und es soll die Frage aufgeworfen werden, wie ich mir die Verbindung derselben eigentlich

denke,

denke, d. h. was ich denn eigentlich und bestimmt mit diesen Worten sagen wolle.

1) Erstlich also muß ich mich erklären, ob ich nur von Einem Wolfe spreche, oder von mehreren. Wie gebe ich das zu erkennen?

Alle. Durch Decliniren des Wortes.

Will. Richtig. Hiezu brauche ich noch kein Hülfswort. Ich helfe mir hier bloß mit Veränderungen an dem Worte selbst und mit dem Artikel. Es soll also die Rede von mehreren seyn, ich muß daher sagen: die Wölfe u. s. w.

2) Zweytens, ich kann von den Wölfen sagen, daß sie das Lamm zerrissen haben; ich kann aber auch sagen, daß sie es nicht zerrissen haben. Gesetzt, ich wollte das letztere angeben, wie müßte ich es machen?

Einige. Sie müßten sagen: die Wölfe haben das Lamm nicht zerrissen.

Will. Allerdings; hier müßte ich ein Hülfswort brauchen, nemlich das Wörtchen: nicht. — Dießmal indessen soll es bey der Behauptung bleiben, daß die Wölfe das Lamm zerrissen haben. Aber nun kommen wieder nähere Bestimmungen. —

3) Meine drey Worte sind: Wolf; Lamm; zerreißen. Eines von diesen Thieren soll das

andere

andere zerrissen haben. Es fragt sich nun, welches das zerreißende, und welches das zerrissene sey.

Alle. O! da wird wohl der Wolf nicht das zerrissene seyn.

Will. Ihr habt recht; wenn ich als ein gescheiter Mensch urtheilen, und die Sache erzählen will, wie sie sich zugetragen haben kann, so muß ich freilich nicht sagen, daß ein Wolf von einem Lamme zerrissen worden sey. Allein nehmt einmal an, es spreche ein Wahnsinniger, dem es fest in den Kopf gekommen sey, zu glauben, das Lamm sey der zerreißende Theil, so würde dieser doch wenigstens den Satz aussprechen: das Lamm hat den Wolf zerrissen. Es wäre ein zwar unrichtiger Satz, aber doch ein Satz, aus welchem zu erkennen wäre, wie der Urtheilende es meinet. Mit Einem Worte also, man muß, wenn vom Wirken und Leiden zweyer Dinge die Rede ist, ausdrücklich angeben, welches das wirkende, und welches das leidende sey. Wie macht man nun das? Nimmt man seine Zuflucht zu Hülfswörtern, oder wie macht man es?

Einige. Man setzt das thätige in den Nominativ.

Will. Ihr habt recht, aber nur zur Hälfte. Denn seht! Wenn ich sage: das Lamm ist von den Wölfen zerrissen worden, so steht das Lamm,

ob

ob es gleich nicht das thätige ist, dennoch im Nominativ. Nein; es kömmt darauf an, wie man das Verbum setzt. Nimmt man das Verbum activ, so muß alsdann das Handelnde in dem Nominativ stehen; nimmt man das Verbum passiv, so muß das Leidende im Nominativ stehen. Das erstere war der Fall, an welchen ihr vermuthlich dachtet.

So helfe ich mir also hiebey mit der Flexion und ohne ein Hülfswort zu brauchen.

4) Und nun zu noch einer nöthigen Bestimmung. Aus den bloßen Worten: Wolf; Lamm; zerreißen, könnt ihr weder wissen, ob ich ganz gewiß überzeugt bin, daß mein Lamm von den Wölfen zerrissen worden sey, noch, wie mir dabey zu Muthe ist, ob ich traurig oder froh bey der Sache bin. Will ich euch das zu erkennen geben, so muß ich es ausdrücklich thun. Nun fragt es sich, wie ich das machen werde? Könnte ich den Satz nicht so geben: Vielleicht haben die Wölfe das Lamm nicht zerrissen?

Alle. O ja.

Will. Und was würdet ihr alsdann in Rücksicht meiner Ueberzeugung von dieser Begebenheit wissen?

Alle.

Alle. Wir würden wissen, daß Sie noch nicht ganz davon überzeugt wären.

Will. Richtig. Ihr würdet erkennen, daß ich noch nicht gewiß weiß, ob die Wölfe das Lamm zerrissen haben oder nicht. Aber woraus erkennt ihr diesen Grad meiner Ueberzeugung?

Alle. Aus dem Wörtchen: vielleicht.

Will. Gut. Könnt ihr denn aus dem, so ausgedrückten, Satze, zugleich auch einsehen, was ich bei der Sache wünsche?

Alle. O ja; Sie wünschen, daß das Lamm nicht zerrissen worden seyn möge.

Will. Und woraus wißt ihr das?

Alle. Eben auch aus dem Wörtchen: vielleicht.

Will. Seht also, das Wort: vielleicht, ist ein Hülfswort, das seinen Namen vollkommen verdient, denn es hilft mir in der That zu zweierlei. Merkt euch also dieses Wort; es wird die Rede noch ferner darauf kommen. — Wenn ich nun aber sagte: die Wölfe haben das Lamm zerrissen; was könntet ihr dadurch von meiner Ueberzeugung wissen?

Alle. Wir würden glauben, Sie wären ganz gewiß überzeugt, daß die Wölfe das Lamm zerrissen haben.

Will. Richtig. Aber ob mir das weh thue, oder nicht?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Wenn ich nun also sagte: Die Wölfe haben, leider! das Lamm zerrissen, und also ein Hülfswort hinzusetzte?

Alle. Da würden wir aus diesem Hülfsworte auch zugleich sehen, daß Sie Schmerz über den Vorfall empfänden.

Will. Seht, also wieder ein Hülfswort. — Jetzt wollen wir doch einmal die Hülfswörter in dem Gespräche der Feuerländer aufsuchen. Findet ihr welche?

Alle. O ja. Hier: Ey! Ach! Weh!

Will. Richtig. Und wozu dienen sie? was sagen sie auch aus?

Alle. Das: Ey! drückt die Freude; das: Ach! und: Weh! den Schmerz aus.

Will. Ganz recht. Sie gehören also zu der Art von Hülfswörtern, welche man Interjectionen nennt. Interjectionen nemlich sind Wörter, welche weiter zu nichts dienen, als zum Ausdrucke der Empfindung des Schmerzes oder der Freude. Nennt mir einmal ein Paar Interjectionen, welche Freude ausdrücken!

Alle. Ah! Ey! Juchhey!

Will. Und Schmerz?

Alle. O! Oh! Au weh! Wehe! Leider!

Will. So giebt es auch noch Interjectionen zum Ausdrucke der Verwunderung. Z. B. Hum! Ha! — Also Interjectionen haben die Feuerländer auch. Mir ist bange, daß ich mit meiner Bemerkung nicht bestehen werde. Dieses einfache Gespräch ist in der That reicher, als es auf den ersten Blick zu seyn scheint. Jedoch! wir wollen sehen! Vorhin kam der Satz vor: „Vielleicht haben die Wölfe das Lamm nicht zerrissen." Vielleicht ist ein Hülfswort, das zu erkennen giebt, man wisse die Sache noch nicht ganz gewiß. Findet ihr in dem Gespräche der Feuerländer auch ein solches?

Alle. Nein.

Will. Nein; ich finde auch keines. Das Wort: vielleicht, gehört also wirklich zu einer Art von Wörtern, die wir noch nicht kennen gelernt haben. Gebt daher Acht auf die Natur derselben. Wenn ich sage: Das Stück Fleisch, das ich gegessen habe, war sehr klein. Sage ich damit bloß, daß dieses Stück Fleisch klein gewesen sey?

Alle. Nein, nicht bloß klein, sondern sehr klein.

Will. Richtig. — Wenn ich nun hinzusetze: es war aber gut zugerichtet; sage ich da bloß aus, es sey zugerichtet gewesen?

Alle. Nein; sondern gut zugerichtet.

Will. Und wenn ich sage: Mein Bruder wurde in der Schlacht tödlich verwundet; sage ich da bloß, daß mein Bruder verwundet worden sey?

Alle. Nein; sondern er sey tödlich verwundet worden.

Will. Eben so, wenn ich sage: ich sehe ganz deutlich, daß dort ein fremder Mensch stehet; da gebe ich nicht nur zu verstehen, daß ich dort einen Menschen sehe, sondern daß mein Sehen einen hohen Grad von Deutlichkeit habe, und daß ich ganz überzeugt sey, nicht falsch zu sehen. — Nehmt nun diese vier Beispiele zusammen. In dem ersten sagte ich: nicht bloß klein, sondern: sehr klein. In dem zweiten: nicht bloß zugerichtet, sondern: gut zugerichtet. In dem dritten: nicht bloß verwundet, sondern: tödlich verwundet. In dem vierten: nicht bloß sehen, sondern: deutlich sehen. Die Wörter: sehr; gut; tödlich; deutlich, scheinen mir eine Aehnlichkeit mit einander zu haben. Worinn besteht wohl diese Aehnlichkeit?

Einige. Darinn, daß sie den Sinn eines Satzes genauer angeben.

Will. Getroffen. Ich stelle mir die Sache so vor: Manchmal ist ein bloßes Verbum, oder ein bloßes Adjectiv nicht hinreichend, die Sache so genau und bestimmt auszudrücken, als ich, der ich spreche, sie ausdrücken könnte; deswegen setze ich alsdann entweder zu dem Verbum oder zu dem Adjectiv noch ein Wort, auch wohl noch zwei Worte hinzu. Es war mir nicht genug, zu sagen, das Stück Fleisch sey klein gewesen, ich setzte also noch das Wörtchen: sehr, hinzu, und sagte daher: sehr klein. So auch in den übrigen Beispielen. In dem letztern brauchte ich sogar zwei solche Wörtchen, nemlich: ganz deutlich. Ich wollte damit den hohen Grad der Deutlichkeit, mit welcher ich etwas sähe, zu erkennen geben.

Alle die Wörter nun, welche zu einem Adjectiv oder zu einem Verbum gesetzt werden, um die Bedeutung des Adjectivs oder des Verbums zu verstärken, oder näher zu bestimmen, heißen Adverbien. Eine Art von Wörtern, auf welche wir jetzt zum erstenmal die Betrachtung wenden. — Sagt mir daher, ob ihr in dem Gespräche der Europäer Adverbien antrefft?

Alle. O ja; hier sind welche: doch; nur; überall; vielleicht; hier.

Will. So? ich glaubte, die Adverbien kämen aber nur bei Adjectiven und Verben vor?

Alle. Ja so! Aber was sollten denn das für Wörtchen seyn, die wir angegeben haben?

Will. Laßt euch nicht gleich irre machen. Vielleicht helfe ich euch selbst bei eurer Vertheidigung.

Man läßt nemlich oft das Verbum oder das Adjectiv weg, weil man glaubt, der Hörende verstehe ohnehin, was man sagen wolle, da steht alsdann das Adverbium allerdings allein. Eigentlich sollte aber, wie gesagt, ein Adjectiv oder ein Verbum dabei stehen. So sagt in dem Gespräche der Europäische Mann z. B.: „Ich ebenfalls, liebes Weib." Eigentlich aber sollte er sagen: „ich fühle ebenfalls Hunger." Da stände dann das Adverbium: ebenfalls, wirklich bei einem Verbo. — Die Frau sagt: „Ach es ist nichts da, überall nichts!" Sie meint hier, es wäre nichts zu essen da, und hätte also sagen sollen: „es ist nichts zu essen da." Da stände das Adverbium: nichts, abermals bei seinem Verbo, bei dem Verbo: zu essen. — Und wenn der Mann endlich sagt: „vielleicht daß dieser Fisch nicht der einzige war," so steht das Adverbium: vielleicht, wirklich bei einem Verbo,

ob

ob es gleich auf den ersten Blick nicht so scheinet. Denn der Satz sollte eigentlich so heißen: „ich hoffe, daß dieser Fisch der einzige vielleicht nicht war;" da steht es wirklich bei dem Verbo: war. Seht ihr dies ein?

Alle. O ja; sehr wohl.

Will. Wer giebt mir denn einen Satz an, in welchem recht viele Adverbien vorkommen?

Einige. „Sich so sehr satt essen, daß der Leib stark gespannt wird, ist sehr ungesund."

Will. Welches sind die Adverbien in dem Satze?

Dieselb. So; sehr; satt; daß; stark; sehr.

Will. Nun, da habe ich verschiedenes zu erinnern. Das Wörtchen: satt, hätte ich nicht für ein Adverbium, sondern für ein Adjectiv gehalten. Denn ich kann ja z. B. sagen: der Hund ist satt. Da drückt das Wort: satt, ja eine Verfassung, eine besondere Beschaffenheit aus, in welcher der Hund ist. Auch kann man das Wort: satt, decliniren. Man kann ja sagen: der satte Hund; des satten Hundes. Ein Adverbium aber kann man nicht decliniren. Wer hilft hier aus der Noth?

Einige. Wir glaubten, es wäre ein Adverbi-

um, weil nicht bloß von dem essen, sondern von dem satt essen die Rede wäre.

Will. Ihr habt nicht ohne Grund so gedacht, und ich will euch die Sache aus einander setzen. Es giebt Wörter, welche beides zugleich sind, Adverbien und Adjective. Wenn ich z. B. sage: Philipp ist ein guter Knabe, nicht wahr, so ist das Wort: gut, ein Adjectiv?

Alle. Allerdings.

Will. Wenn ich aber sage: das Messer ist gut geschliffen; das Haus wird durch die Hunde gut bewacht; ich sehe in meinem Alter noch recht gut: so ist in allen diesen Sätzen das Wörtchen: gut, ein Adverbium. So ist es nun auch mit dem Worte: satt. Es ist zuweilen ein Adverbium, zuweilen ein Adjectiv. In dem Satz, den ihr angabt, kommt es wirklich als ein Adverbium vor. Ich wollte euch daher nur auf die Probe setzen, da ich euch meinen Einwurf machte, oder vielmehr, ich wollte dabei Gelegenheit nehmen, euch das zu sagen, was ich euch gesagt habe. — Nun noch eines. Das Wörtchen: daß, habt ihr mir auch als ein Adverbium angegeben.

Einige. Ja, da haben wir geirrt; wir sehen es wohl ein.

Will. Wohl. Aber könnt ihr mir auch sagen, warum dieses Wörtchen kein Adverbium ist?

Dieselb. Weil es zu keinem Adjectiv oder Verbum gesetzt wird, um den Sinn desselben zu verstärken oder genauer zu bestimmen.

Will. Allerdings. Das Wörtchen: daß, gehört zu einer ganz andern Art von Wörtern; zu einer Art, die wir noch nicht betrachtet haben, und jetzt erst betrachten wollen. Ich muß aber hiezu etwas vorausschicken. Eine Anzahl von Wörtern, welche so verbunden sind, daß sie einen Sinn geben, heißt ein Satz. Sage ich also: ich werde heute spatzieren gehen, so ist dies ein Satz, denn ich habe einige Wörter so zusammen verbunden, daß ich von Leuten, die mich hören, verstanden werden kann, d. h. daß sie einen Sinn in meinen Worten finden. Hätte ich aber gesagt: „werde heute spatzieren gehen ich," so hätte man höchstens errathen können, was ich wolle; ordentlich verstanden würde ich nicht worden seyn.

Ist nun ein Satz so beschaffen, daß aus den Wörtern, welche er enthält, nur ein einziger Satz gemacht werden kann, so heißt er ein einfacher Satz. Ist er aber so, daß

sich

sich aus demselben zwei Sätze oder mehrere machen lassen, so ist er ein zusammengesetzter Satz. Das werdet ihr wohl verstehen können?

Alle. O ja.

Will. So sagt mir also, welche von den folgenden Sätzen einfache, und welche zusammengesetzt seyn möchten:

1) Ich habe gestern ein Rennthier gesehen.

2) Der Tag war windig und trübe.

3) Mein Freund hat mich heute besuchen wollen, aber es wurde ihm nicht wohl.

4) Hunde und Katzen mag ich nicht auf meiner Stube leiden.

Alle. „Ich habe gestern ein Rennthier gesehen," dies ist ein einfacher Satz.

Will. Richtig.

Alle. Auch der zweite Satz ist ein einfacher; auch der vierte.

Will. Aber der dritte?

Alle. Der ist zusammengesetzt.

Will. Warum?

Alle. Weil sich mehrere Sätze aus demselben machen lassen.

Will. Versucht es also. (Nach mißlungenen Versuchen von Seiten der Kinder.) Seht, Kinder, welch ein Unterschied doch darunter ist, ob man etwas bloß weiß, oder ob man es auch kann. Ihr alle wißt recht sehr gut, daß sich aus dem dritten Satze mehrere Sätze müssen machen lassen, und dennoch könnt ihr nicht mehrere daraus machen. Ich will euch also helfen. — Nicht wahr, es ist ein Satz? wenn ich sage: „mein Freund hat heute zu mir kommen wollen."

Alle. O ja.

Will. Warum?

Alle. Weil die Worte so beisammen stehen, daß sie einen Sinn geben.

Will. Ganz richtig. Ich kann etwas bei diesen Worten verstehen. Wenn ich aber sage: „meinem Freunde wurde heute nicht wohl," so ist das auch ein Satz; denn die auf diese Art verbundenen Worte geben auch einen Sinn.

Aus diesen beiden einzelnen Sätzen besteht nun der dritte Satz; er ist also ein zusammengesetzter Satz. Hierinn habt ihr richtig geurtheilt. Wir wollen nun sehen, wie es mit dem zweiten Satze stehe, den ihr für einen einfachen haltet. — Der Satz heißt: der

Tag

Tag war windig und trüb. Hatte ich denn einen Satz, wenn ich sagte: der Tag war windig?

Alle. O ja.

Will. Hätte ich auch einen Satz, wenn ich sagte: der Tag war trübe?

Alle. O ja.

Will. Nun seht, so habe ich also an dem Satz, den ihr für einfach hieltet, keinen einfachen Satz, sondern einen zusammengesetzten. Er besteht aus den zwei Sätzen, welche ich euch eben vorgelegt habe.

Alle. Es ist wahr. Wir haben geirrt.

Will. Und so auch, meine Lieben, in Ansehung des vierten Satzes. Auch der ist zusammengesetzt; nemlich aus den beiden Sätzen: Hunde mag ich nicht in meiner Stube leiden, und: Katzen mag ich nicht in meiner Stube leiden. Ich habe beide in Einen zusammengezogen, und also geurtheilt: Hunde und Katzen mag ich nicht in meiner Stube leiden. — Nun merkt euch noch den Umstand, lieben Kinder. Ich kann keinen zusammengesetzten Satz machen, ohne gewisse Wörtchen dabei zu gebrauchen, welche man Conjunctionen nennt. Denn eben dadurch, daß ich

diese

diese Wörtchen anbringe, mache ich aus zwei oder mehreren Sätzen einen einzigen. — Haltet euch hiebei einmal an das letztere Beispiel. Die einzelnen Sätze heißen: a) Hunde mag ich nicht in meiner Stube leiden; b) Katzen mag ich nicht in meiner Stube leiden. Welches ist das Wörtchen, durch dessen Hülfe ich beide Sätze in einen einzigen verwandeln kann?

Alle. Das Wörtchen: und.

Will. Ganz recht. Dasselbe Wörtchen macht auch in dem zweiten Satze die Verbindung aus. Und welches leistet diesen Dienst in dem dritten?

Alle. Das Wörtchen: aber.

Will. Richtig. — An solchen Conjunctionen ist nun die Sprache sehr reich. Ich wünschte, daß ihr mir einige angeben möchtet.

Alle. Ja, wie sollen wir das machen?

Will. Ihr dürft euch nur Mühe geben, auf zusammengesetzte Sätze zu denken. Es kann kein zusammengesetzter Satz ohne solche Conjunctionen seyn. Nehmt z. B. einmal diese zwei Sätze: „ich will heute spatzieren gehen," und: „es wird heute regnen." Macht mir nun daraus einen zusammengesetzten Satz.

Einige. Ich will heute spatzieren gehen, aber es wird heute regnen.

Will. Allerdings. Ihr habt hier einen zusammengesetzten Satz gemacht; aber einen schlechten. Ihr seyd zu furchtsam. — Was sagt ihr zu folgendem: „Wenn es gleich heute regnen sollte, so will ich dennoch spatzieren gehen?"

Einige. Da sind ja aber zwei Conjunctionen.

Will. So? welche denn?

Dieselb. „Wenn," und: "so."

Will. Recht brav. Ich habe ja auch nicht gesagt, daß nur eine einzige vorkommen sollte. Es ist mir, im Gegentheil, sehr lieb, gerade auf eine zusammengesetzte Conjunction gestoßen zu seyn. Denn ich kann also gleich dabei bemerken, daß es einfache und auch zusammengesetzte Conjunctionen gebe.

In dem Satze: „Da ich gestern den Arm gebrochen habe, so kann ich heute nicht schreiben," kömmt die zusammengesetzte Conjunction: da und: so vor; in dem Satze aber: „Ich kann heute nicht schreiben, denn ich habe gestern den Arm gebrochen," kömmt die einfache Conjunction: denn, vor

In dem vorhin angegebenen Satze: „Wenn es gleich heute regnen sollte, so will ich dennoch spatzieren gehen, kommen sogar zwei Paar zusammengesetzte Conjunctionen vor, nemlich: wenn und: so; und: obgleich und: dennoch. „Obgleich Friedrich krank ist, so will er dennoch in die Stunde kommen.“ Auch läßt sich das obgleich auseinander reißen. Denn man könnte auch sagen: „ob Friedrich gleich krank ist, so will er dennoch in die Stunde kommen.“

Einige. Ach! da giebt es viel zu lernen.

Will. Sagt lieber: da giebt es wieder viel Gelegenheit, die Aufmerksamkeit zu üben, und an Verstandeskraft zu gewinnen. Denn so ist die Sache wirklich. Jede Entdeckung von etwas, was euch vorher noch verborgen war, ist ein neuer Gewinn für eure Verstandeskraft. Gebt mir nun einige Sätze mit Conjunctionen an.

Einige. „Iß nicht zu viel, denn du wirst krank. Laufe nicht unbesonnen, weil du leicht fallen kannst. Da du mich gestern besuchen wolltest, war ich spatzieren gegangen und also nicht zu Hause.“

Will. Halt! ich bin zufrieden, und sogar mehr, als zufrieden. Sagt mir, ihr Andern, was in dem

dem letztern Satze: „Da du mich“ u. s. w. für Conjunctionen vorkommen.

Einige. „Da; und weiter keine.

Will. Weiter keine?

Dieselb. Es sollte freylich noch: so, vorkommen, weil auf: da, immer: so, folgt, das ist aber weggelassen worden.

Will. Recht gut; darinn habt ihr allerdings recht; das: so, folgt eigentlich auf: da, es wird aber öfters weggelassen. Ich finde aber doch noch eine Conjunction in diesem Satze, nemlich das Wörtchen: also. Der angegebene Satz besteht nemlich aus drei Sätzen: a) Du wolltest mich gestern besuchen; b) ich war spatzieren gegangen; c) ich war nicht zu Hause. Diese drei Sätze sind in einen einzigen zusammengezogen worden, und dies durch die Hülfswörtchen: da und: also. Dadurch ist also aus drei einzelnen Sätzen ein einziger Satz von drei Gliedern gemacht worden. Ihr Andern werdet mir nun auch einige Sätze mit Conjunctionen als Beispiele angeben. Wählt, wo möglich, solche, die bisher noch nicht da gewesen sind.

D. And. Nun, wir wollen sehen. — „Zwar esse ich Butter auf dem Brode sehr gern; weil aber die Mutter sagt, ich solle mein

Stück-

Stückchen Brod heute trocken essen, so will ich ihr folgen. — Daß Hans heute übler Laune ist, daran ist seine gestrige Unartigkeit Schuld. — So lieb mir auch das Herumspringen ist, so will ich mich doch jetzt lieber hinsetzen und schreiben, weil ich mit meiner Aufgabe noch nicht fertig bin."

Will. Recht brav gemacht. (Es wurden nun diese neuen Conjunctionen ausgehoben, und auch Hr. W. fügte noch einige andere hinzu.)

Fünfte Lection.

Will. Wer sagt mir denn, was sich in dem Gespräche der Feuerländer für Conjunctionen finden?

Alle. Es finden sich gar keine.

Will. Ihr habt recht. Dieser Mangel wird euch auch begreiflich werden, wenn ihr folgendes bedenken wollt:

Die Feuerländer sind so arm an Vorstellungen, daß einige wenige Arten von Wörtern für sie zureichend sind. Wer aber Conjunctionen braucht, der ist nicht nur reich an Vorstellungen, sondern überreich. Um nun diesen Reichthum von Vorstellungen in so wenig Worte als möglich zusammen fassen zu können, ist man

darauf gefallen, Conjunctionen zu machen. Das werdet ihr sehen, wenn ihr versucht, einen Satz, in welchem Conjunctionen vorkommen, ohne dieselben auszudrücken. Nehmt als Beispiel einmal den Satz, der bei der vorigen Lection vorgekommen ist: „Zwar esse ich Butter auf dem Brode sehr gern; weil aber die Mutter sagt, ich solle mein Stückchen Brod heute trocken essen, so will ich ihr folgen."

In diesem Satze liegen folgende einzelne Sätze:

a) Ich esse gern Butter auf dem Brode.

b) Ich will der Mutter folgen.

c) Ich würde der Mutter nicht folgen, wenn ich das Brod heute nicht trocken äße.

d) Ich ziehe den Gehorsam gegen die Mutter meiner Liebe zum Butterbrod vor.

Seht, so viele Vorstellungen liegen in diesem einzigen Satze. Um nun nicht so viel Zeit zum Reden zu brauchen, hat man die Conjunctionen erfunden, und kann durch sie aus vier oder mehreren Sätzen einen einzigen Satz machen.

In gleicher Absicht hat man nun auch noch eine andere Art von Wortern erfunden, nem-

lich die Pronomina. Gebt einmal auf diese Achtung.

Gesetzt, ich hätte folgende Sätze:

a) Ich habe Bleistifte gekauft.

b) Ich bin betrogen worden.

c) Ich bin mit diesen Bleistiften betrogen worden.

d) Ich bin von einem Bleistift-Händler betrogen worden.

e) Der Händler und der Betrüger sind Eine Person.

Aus diesen fünf Sätzen kann ich einen einzigen machen, wenn ich nemlich ein Paar Pronomina dazu nehme. „Der Händler, der mir diese Bleistifte verkauft hat, hat mich betrogen." Hier habe ich zwei Pronomina angebracht. Wer kann sie finden?

Alle. Wir finden nur Eines, nemlich das Wort: der.

Will. Welches: der, denn?

Dieselb. Das vor dem Worte: mir.

Will. Ich will diesmal gegen euch Unrecht haben, denn ich habe geglaubt, in diesem Satze zwei Pronomina zu finden, nemlich ich halte

auch das erste: der, das vor dem Worte: Händler, steht, für ein Pronomen.

Alle. Das ist ja der Artikel.

Will. Eben das wäre erst noch auszumachen. Aber, wie gesagt, ich will mich gleich dazu verstehen, Unrecht zu haben, unter der Bedingung, daß ihr meine Auseinandersetzung recht aufmerksam anhört.

Nehmt einmal an, ich hätte gesagt: derselbe Händler, der mir u. s. w. Würde das Wort: derselbe, wohl der Artikel seyn?

Alle. Nein; denn der Artikel heißt ja: der.

Will. Nun muß ich euch sagen, daß die Deutschen das Wort: der, zuweilen statt des Wortes: derselbe, brauchen, und daß also das Wort: der, alsdann ein Pronomen werde. Geschieht nun das von jemanden, den ich sprechen höre, so entsteht hieraus keine Zweideutigkeit, denn der Artikel: der, wird kurz ausgesprochen; das Pronomen: der, aber wird lang ausgesprochen.

Nun habe ich das Wort: der, wirklich kurz ausgesprochen, und folglich gebe ich euch die Erlaubniß, es für den Artikel zu halten. Denn hätte es das Pronomen seyn sollen, so hätte ich sagen müssen: der Händler, der mir

diese Bleistifte u. s. w. Man legt dann einen Nachdruck auf das Wort: der, ungefähr eben so, als wenn ich sagte: „Wie? dēr Mann, mit welchem ich Jahre lang umgegangen bin, der mir so viele Freundschaft erwiesen hat, und dem ich so viele Freundschaft erwiesen habe, der Mann wollte jetzt auf einmal mein Feind werden?"

Bemerkt ihr wohl, wie stark und lang gedehnt ich hier das Wort: der, ausgesprochen habe? Das thut man nun allemal, wenn das: der, nicht der Artikel, sondern das Pronomen seyn soll.

Kömmt aber freilich das Wort: der, geschrieben oder gedruckt vor, so weiß man nicht immer, wie es der Schreiber ausgesprochen wissen will, und ob er es als Artikel oder als Pronomen gebraucht habe. Das thut aber auch nicht viel zur Sache. Genug, daß ihr bei dieser Gelegenheit gelernt habt, es gebe in unserer Sprache auch Pronomina, und selbst das Wort: der, sey zuweilen ein Pronomen.

Ich will euch nun solcher Pronomina noch mehrere angeben: „Ich bin jetzt Besitzer des Hauses, welches mein Vater von seinem Oheim geschenkt bekommen hat." Welches sind hier die Pronomina?

Einige. Die Wörter: des, und: welches.

Will. Ganz richtig. Ich habe das Wort: des, lang und scharf ausgesprochen, und dadurch angedeutet, daß es so viel heißen solle, als: desselben. Das Wort desselben aber ist ein Pronomen. — Fallen euch nicht von selbst noch einige andere Pronomina ein? (Nach nicht erfolgter Antwort.) Das Wort: dieser, ist auch ein Pronomen. So auch das Wort: jener. Macht mir einmal Sätze, in welchen diese Pronomina vorkommen.

Einige. „Wir werden diesen Abend spatzieren gehen."

Andere. „Dieser Tisch ist nicht so groß als jener."

Andere. „Jener Hut ist schwarz, dieser ist grau."

Will. Recht gut. — Nun habe ich euch bloß noch zu sagen, erstens, daß alle Pronomina declinirt werden, so wie die Adjective, und daß sie, zweitens, auch die Veränderungen der Geschlechtswörter annehmen, wie die Adjective. So wie ich also sage: mein Mann; meine Frau; mein Kind; so sage ich auch: dieser Mann; diese Frau; dieses Kind. Mein und: dieser, ist das Masculinum. Meine und: diese, ist das Femininum. Mein

und:

und: dieſes, iſt das Neutrum. — Auch werden die Pronomina bei der Declination im Plural verändert. Verſucht nun einmal das Wort: dieſer, zu decliniren. (Nachdem die Verſuche unvollkommen ausgefallen waren.) Ihr thut am beſten, wenn ihr gleich einige Subſtantive dazu decliniret, ungefähr ſo:

Singular

Nomin. Dieſer Mann. Dieſe Frau. Dieſes Kind.

Genit. Dieſes Mannes. Dieſer Frau. Dieſes Kindes.

Dativ. Dieſem Manne. Dieſer Frau. Dieſem Kinde.

Accuſ. Dieſen Mann. Dieſe Frau. Dieſes Kind.

Plural.

Nomin. Dieſe Männer. Dieſe Frauen. Dieſe Kinder.

Genit. Dieſer Männer. Dieſer Frauen. Dieſer Kinder.

Dativ. Dieſen Männern. Dieſen Frauen. Dieſen Kindern.

Accuſ. Dieſe Männer. Dieſe Frauen. Dieſe Kinder.

Alle.

Alle. Ja, das ist wahr. Auf diese Art geht es leichter.

Will. Ich muß euch von dem Pronomen mehr sagen, als von den Arten von Wörtern, die wir bisher gehabt haben, weil ihr im Sprechen und in euren schriftlichen Aufsätzen sehr häufig Fehler begeht, die sich auf Pronomina beziehen. Hier z. B aus Philipps letztem Briefe:

(Verzeihe mir, lieber Wilhelm, daß ich Dein Briefchen nicht in voriger Woche beantwortet habe. Ich hatte so viel zu thun. Am Dienstag war meiner Schwester ihr Geburtstag, und am Donnerstag meinen Vater seiner. Der, den sein Geburtstag ist, bekömmt von uns Kindern allemal etwas zum Geschenk, das mir selbst gemacht haben, und ich hatte mich mit meinen Sachen verspätet. u. s. w.)

Ich habe die Stelle: „Am Dienstag" — bis: „Geburtstag ist" ganz wegstreichen müssen. Auch hattest du: „mir" statt: „wir" gesetzt. Alles ein Zeichen, daß du die Pronomina noch nicht declinirst kannst. Betrachte einmal folgendes:

Singular.

Nom. Der; die; das.

Genit. Dessen; deren; dessen.

Dat. Dem; der; dem.

Acc. Den; die; das.

Plur.

Plur.

Nom. Die; die; die.

Genit. Deren; deren; deren.

Dat. Denen; denen; denen.

Accuſ. Die; die; die.

Singular.

Nom. Mein Vater. Meine Mutter. Mein Kind.

Genit. Meines Vaters. Meiner Mutter. Meines Kindes.

Dat. Meinem Vater. Meiner Mutter. Meinem Kinde.

Accuſ. Meinen Vater. Meine Mutter. Mein Kind.

Plural.

Nom. Meine Väter. Meine Mütter. Meine Kinder.

Genit. Meiner Väter. Meiner Mütter. Meiner Kinder.

Dat. Meinen Vätern. Meinen Müttern. Meinen Kindern.

Accuſ. Meine Väter. Meine Mütter. Meine Kinder.

Du meldetest dem Wilhelm, daß am Dienstag ein Geburtstag gewesen wäre. Nicht wahr?

Phil. Ja.

Will. Wessen Geburtstag war denn?

Phil. Meiner Schwester ihrer.

Will. In welchem Casus muß denn das Wort: Schwester, hier stehen? Ist von den beiden Substantiven: Geburtstag, und: Schwester, der Geburtstag oder die Schwester das Hauptwort?

Phil. Der Geburtstag.

Will. Recht. Dies Wort steht also im Nominativ. Das Wort Schwester aber?

Phil. Im Genitiv.

Will. Recht gut. Wie heißt nun der Genitiv des Wortes: meine?

Phil. Hier steht es ja: meiner. So habe ich auch geschrieben.

Will. Allerdings. Du hast aber dazu gesetzt: ihr. Du schriebst ja: meiner Schwester ihr Geburtstag. Dies ist aber falsch. Die Leute sprechen zwar so, allein es ist nicht richtig. Der Genitiv von: meine, heißt bloß: meiner. Du mußtest also entweder schreiben: gestern war der Geburtstag meiner Schwester, oder: gestern war meiner Schwester Geburtstag.

Nun heißt es weiter: und am Donnerstag war meinen Vater seiner.

Hier ist wieder das Wort: meinen, falsch. Es ist auch der Genitiv, aber von: mein, und dieser heißt?

Phil. „Meines."

Will. Richtig. Wie hättest du also schreiben sollen?

Phil. (nach mehreren Versuchen.) Ich weiß es nicht.

Will. Du hättest schreiben können: „es war meines Vaters seiner." So sagen die Leute zwar; es ist aber auch nicht recht. Du kannst dir nicht anders helfen, als wenn du den ganzen Satz änderst. Er muß nemlich so heißen: „Am Dienstag war der Geburtstag meiner Schwester, und am Donnerstag der Geburtstag meines Vaters."

Ferner hast du geschrieben: „Der, den sein Geburtstag ist." Auch nicht recht. Du hättest statt: „den sein," den Genitiv von: der, setzen sollen. Wie heißt dieser?

Phil. „Dessen."

Will. Also: „Der, dessen Geburtstag ist." — Was nun das: mir, statt: wir, betrifft, so ist dies auch ein Fehler, den beinahe alle Kinder begehen. Ich werde euch daher auch diese Worte ordentlich decliniren lehren, aber nicht heute, son-

sondern in einer andern Lection. Denn heute will ich euch lieber die andern Pronomina declíniren lassen.

Singular.

Nom. Welcher; welche; welches?

Genit. Welches; welcher; welches?

Dativ. Welchem; welcher; welchem?

Accus. Welchen; welche; welches?

Plural.

Nom. Welche; welche; welche?

Genit. Welcher; welcher; welcher?

Dativ. Welchen; welchen; welchen?

Accus. Welche; welche; welche?

Singular.

Nom. Wer?

Genit. Wessen?

Dativ. Wem?

Accus. Wen?

Dieses Wort hat keinen Plural. Ich kann daher, wenn ich Einen Hut auf dem Tisch lie-

gen

gen sehe, fragen: wem gehört dieser Hut? Ich kann aber auch, wenn ich mehrere Hüte liegen sehe, fragen: wem gehören diese Hüte?

Merkt auch noch dieses:

So wie das Pronomen: „mein," declinirt wird, so wird auch das Pronomen: „dein," und das Pronomen: „sein," declinirt. Ihr könnt also die Declination dieser beiden selbst an die Tafel schreiben.

Will. (Nachdem dies geschehen war.) Und nun will ich, zu guter Letzte, noch folgende drei anschreiben.

Singular.

Nom. Unser Vater. Unsre Mutter. Unser Kind.

Genit. Unsres Vaters. Unsrer Mutter. Unsres Kindes.

Dat. Unsrem Vater. Unsrer Mutter. Unsrem Kinde.

Accus. Unsren Vater. Unsre Mutter. Unser Kind.

Plural.

Nom. Unsre Väter. Unsre Mütter. Unsre Kinder.

Genit. Unsrer Väter. Unsrer Mütter. Unsrer Kinder.

Dativ. Unsren Vätern. Unsren Müttern. Unsren Kindern.

Accus. Unsre Väter. Unsre Mütter. Unsre Kinder.

Singular.

Nom. Euer Vater. Eure Mutter. Euer Kind.

Genit. Eures Vaters. Eurer Mutter. Eures Kindes.

Dat. Eurem Vater. Eurer Mutter. Eurem Kinde.

Accus. Euren Vater. Eure Mutter. Euer Kind.

Plural.

Nom. Eure Väter. Eure Mütter. Eure Kinder.

Genit. Eurer Väter. Eurer Mütter. Eurer Kinder.

Dativ. Euren Vätern. Euren Müttern. Euren Kindern.

Accus. Eure Väter. Eure Mütter. Eure Kinder.

Sin-

Singular.

Nom. Ihr Vater. Ihre Mutter. Ihr Kind.

Genit. Ihres Vaters. Ihrer Mutter. Ihres Kindes.

Dativ. Ihrem Vater. Ihrer Mutter. Ihrem Kinde.

Accuſ. Ihren Vater. Ihre Mutter. Ihr Kind.

Plural.

Nom. Ihre Väter. Ihre Mütter. Ihre Kinder.

Genit. Ihrer Väter. Ihrer Mütter. Ihrer Kinder.

Dat. Ihren Vätern. Ihren Müttern. Ihren Kindern.

Accuſ. Ihre Väter. Ihre Mütter. Ihre Kinder.

In euren nächſten ſchriftlichen Ausarbeitungen gebt nun vorzüglich auf die Pronomina Achtung, und ſucht deren ſo viel anzubringen, als es ſich thun laſſen will.

Sechste Lection.

Will. Heute werde ich euch nun die letzten Pronomina, die noch übrig sind, anschreiben, und dann recht viel darüber mit euch sprechen. Ich schreibe zuerst die an, die keinen Plural haben.

Nom.	Ich.	Du.	Er.	Sie.	Es.
Genit.	meiner.	deiner.	seiner.	ihrer.	seiner.
Dat.	mir.	dir.	ihm, od. sich.	ihr, od. sich.	ihm, oder sich.
Accus.	mich.	dich.	ihn, od. sich.	sie, od. sich.	es, oder sich.

Nun die, die keinen Singular haben:

Nom.	Wir.	Ihr.	Sie.
Genit.	unser.	euer.	ihrer.
Dativ.	uns.	euch.	ihnen, oder sich.
Accus.	uns.	euch.	sie, oder sich.

Einige. Ey! das ist schwer.

Will. Allerdings fordert es Aufmerksamkeit. Allein ich hoffe nicht, daß es euch daran fehlen werde. Uebung bringt zur Vollkommenheit. Erst geht es langsam, dann immer schneller und vergnügter.

Zuerst nemlich ist nöthig, daß ihr euch richtige Begriffe von dem Pronomen macht. Stellt euch also die Sache so vor:

Wenn

Wenn gesprochen werden soll, so müssen wenigstens zwei Personen dabei seyn. Eine Person spricht, die andere hört an, und spricht alsdann, wenn die erste fertig ist. Jede Person sagt nun, was sie denkt. Jede Person nennt sich selbst: „ich," zu der zweiten aber sagt sie: „du".

Ist nun von weiter nichts die Rede, als davon, daß die beiden Personen einander ihre Gedanken mittheilen, so kömmt weiter nichts vor als das: ich und du. Z. B. „Ich habe Lust, jetzt spatzieren zu gehen. Willst du mich begleiten?" — „Nein," sagt der Andere, „ich kann nicht, ich habe meine Ausarbeitung noch nicht gemacht." — „Kannst du denn dies nicht bis auf morgen verschieben?" — „Nein, das thue ich nicht gerne. Es möchte morgen ein Hinderniß drein kommen, dann müßte ich mich entweder übereilen, oder ich könnte vielleicht gar keine machen." —

Seht, lauter: ich und du.

Diese beiden Pronomina sind die Hauptpronomina, und heißen Personalwörter, weil sie andeuten, welche von den, im Gespräch begriffenen, Personen gemeint sey.

Nun kann aber auch der Fall kommen, daß diese beiden Personen nicht bloß von sich selbst sprechen, sondern daß sie von einem andern Gegenstande reden. Einer weiß dies von ihm zu sagen, der

Andere jenes. Damit nun jeder wisse, daß er von demselben Gegenstande spreche, von welchem der Andere spricht, so wiederholt nicht jeder den Namen des Gegenstandes, oder das, den Gegenstand anzeigende, Wort, sondern man setzt, statt dessen, ein Pronomen. Z. B. „Bist du gestern noch spatzieren gegangen?" — „O ja; ich bin in meines Nachbars Garten gegangen." — „Das ist ein recht hübscher Garten." — „Ja, er gefällt mir auch recht wohl; er hat eine so schöne Aussicht über den Fluß weg, gegen die Berge zu." — „Allerdings, und dann ist er auch so groß, und hat so viel hohe und starke Bäume. Er muß dem Nachbar wohl viel Geld gekostet haben." — „Ich glaube, er hat 6000 Thaler gekostet." — „Da hat er mehr gekostet, als der Garten meines Vaters; er ist aber auch viel größer als unser Garten."

Seht; hier ist von weiter nichts die Rede, als von einem Garten. Jeder der Sprechenden weiß etwas von ihm zu sagen. Indessen wird der Garten selbst nur ein einziges mal genannt, sondern es kömmt statt dessen immer das Wort: „er" in verschiedenen Casus vor.

Ist nun das Wort, von dessen Gegenstande gesprochen wird, männlichen Geschlechts, so braucht man das Pronomen: „er;" ist es weiblichen Geschlechts: „sie;" ist es keinerlei Geschlechts: „es". „Ich wollte das Eichhörnchen haschen, aber es ent-

entschlüpfte mir." — „Ich wollte die Birne essen, aber sie war noch nicht reif." — „Ich wollte den Hund an mich locken, er hörte aber nicht auf mein Pfeifen."

Und so könnte man die Pronomina überhaupt wohl auch Deutungswörter nennen. Denn sie deuten jederzeit an, ob das, was ich sage, von demselben Gegenstand, von welchem schon gesprochen worden ist, oder von einem andern, gelte. Das seht ihr aus folgendem Beispiele: „Ich wollte gestern zu Wilhelm gehen, ich traf ihn aber nicht zu Hause an; ich glaube, er ist verreist gewesen." — „Nein, verreist war er nicht; er war bei seinem Vetter, dessen Geburtstag ist gestern gewesen." — „Ich kenne, glaube ich, diesen Mann, er hat den Wilhelm recht lieb. Ist es derselbe, der ihm vorm Jahr zu Weihnachten das Buch mit den schönen Kupferstichen geschenkt hat?" — „Ja, es ist derselbe. Er hat ihm auch erst in voriger Woche wieder einen Farbenkasten mit achtzehn Farben geschenkt; aber Wilhelm will diesen Farbenkasten nicht eher gebrauchen, als künftiges Jahr, bis er erst besser zeichnen kann." —

Hier ist von vielen Gegenständen die Rede, von Wilhelm, vom Vetter, vom Farbenkasten. Weil aber die Pronomina richtig gebraucht sind, so weiß man, ohne große Mühe, ob der Wilhelm, oder der Vetter, oder der Farbenkasten gemeint sey.

Am meisten verständlich wird nun die Rede, wenn man die Pronomina: dieser; jener; ebenderselbe; der; welcher u. s. w. richtig gebraucht. „Ich habe diesen Hut nun schon zwey Jahre; ich habe ihn aber auch recht geschont. Es ist derselbe, den mir mein Vater kaufte, als unser Vetter aus dem Brandenburgischen uns besuchte. Dieser erzählte uns recht viel von diesem Lande und von den Leuten, die in demselben wohnen. Es ist hie und da recht sandig und eigentlich unfruchtbar, aber seine Einwohner sind so fleißig und unverdrossen, daß sie ihm doch Feldfrüchte abgewinnen. Auch machen sie es von Jahr zu Jahr fruchtbarer."

Ich glaube, ihr werdet alle verstehen, was der Knabe, der hier spricht, sagen wolle. Ihr werdet gleich wissen, was er vom Vetter, von den Brandenburgern und von dem Lande Brandenburg gesagt habe. Das kömmt bloß daher, weil er die Pronomina richtig gebraucht hat. Denn eigentlich ist es nicht gut, von verschiedenen Dingen so in Einem Odem, oder in einem einzigen Satze zu sprechen, wie dieser Knabe es gethan hat. Er hätte aus diesem langen Satze einige kürzere machen sollen. Aber dieses Fehlers ungeachtet ist der Satz verständlich, bloß durch den richtigen Gebrauch der Deutungswörter.

Auf den richtigen Gebrauch dieser Wörter müßt ihr nun im Sprechen und Schreiben ganz

vorzüglich Achtung geben. Es fällt dies zwar Kindern sehr schwer, weil man dabei im Sprechen und Schreiben beständig denken und aufmerksam seyn muß. Allein diese Anstrengung ist für den Verstand auch großer Gewinn, und man liebt Kinder, die diese Mühe nicht scheuen.

Jetzt muß ich euch nun auf noch einen Punct aufmerksam machen. Es ist in Ansehung der Declination sowohl des: ich und du, als auch des: er, sie und es.

Der Genitiv von: ich und von: du kömmt selten vor. Ihr müßt also besonders darauf Achtung geben. Ich will euch hiezu einige Uebungssätze selbst anschreiben.

(Ach! lieber Bruder, nimm dich doch meiner an; ich habe das Dintenfaß umgestoßen, und weiß gar nicht, wie ich die Flecken wieder weg bringen soll.)

(Soll ich mich deiner annehmen, da du so leichtsinnig und unachtsam bist?)

(Unser Vater hat sich unser versichert, denn er hat uns hier in diese Stube eingeschlossen.)

(Seyd nur geduldig, die Mutter hat sich euer erinnert, und ein großer Teller voll Kirschen ist schon auf dem Wege.)

In Ansehung der Wörter: er, sie und: es, ist es besonders, daß der Dativ und Accusativ, sowohl

im

im Singular, als im Plural, auf zweierlei Art gegeben wird. Ich will euch auch darüber Exempel anschreiben.

(Ich muß ihm immer noch sagen, daß es schädlich sey, beim Schreiben und Lesen gebückt zu sitzen, ungeachtet er selbst nunmehr so alt ist, daß er es sich selbst sagen könnte.)

(Ich habe ihn nicht mit dem Lichte verbrannt, sondern er hat sich selbst verbrannt, weil er so hastig, und ohne sich vorzusehen, auf mich zu gelaufen kam, da ich das Licht in den Händen hatte.)

(Ich wollte ihr rathen, sich bei der großen Hitze den Hut aufsetzen zu lassen; aber sie war so unhöflich, mir zu sagen, daß sie sich von niemanden einen Rath geben lasse.)

(Sie setzte sich auf meinen Platz; ich aber nahm sie bei der Hand, und setzte sie auf den ihrigen.)

(Das Kind kann sich selbst noch nicht helfen; es ist also nöthig, daß ihm Erwachsene helfen.)

(Das Thier lag mitten auf dem Weg, und wollte nach mir beißen. Ich nahm den Degen und durchstach es. Da krümmte es sich ein paarmal und starb.)

Das: sich kömmt also auf verschiedene Art vor; es kann der Dativ oder Accusativ im Singular, es kann aber auch der Dativ oder Accusativ im Plural seyn. Doch seht Ihr auch, daß es nur dann vorkömmt, wenn ein Verbum reciprok gebraucht wird. „Er setzte sich; es erwürgte sich selbst;

sie

sie alle sahen sich auf einmal von Räubern angefallen, u. dgl. Jetzt nun noch eine Frage. Trefft ihr wohl in dem Gespräche der Feuerländer Pronomina an?

Alle. Nein.

Will. Dieser Umstand ist merkwürdig. Ich will euch die Sache aus einander setzen.

Die Menschen müssen viel wissen, und viel sagen wollen, und darauf denken, wie sie es deutlich und in Ordnung sagen wollen, wenn sie darauf fallen sollen, sich der Pronomen zu bedienen, oder gar, sie zu machen. Alles dies ist nun bei den Feuerländern nicht der Fall, folglich ist auch kein Pronomen in ihrem Gespräche. Nehmt das Gespräch der Europäer dagegen, da habt ihr schon welche; obgleich auch nicht viele, denn es ist überhaupt nur von wenigen Dingen in diesem Gespräche die Rede.

Am meisten muß es euch auffallen, daß die Feuerländer nicht einmal das: Ich und das Du in ihrem Gespräche haben. Allein das kömmt wieder von ihrer Geistesstumpfheit her. Denn eigentlich empfindet der Mensch, ohne zu wissen, daß Er selbst der Empfindende sey. Es hungert ihn, und er schreit entweder bloß, wie das Sechswochen-Kind, oder er ruft, wie der Feuerländer: Hunger! Daß das Wesen, welches jetzt, in diesem Augenblicke, Hunger empfindet, dasselbe

sey, dem vorher etwas andres begegnete, welches z. B. vorher geschlafen, und vor dem Schlafe sich gebadet hat, das fällt einem ganz kleinen Kinde, das fällt auch einem Erwachsenen, wenn er seinen Geist sehr wenig braucht, nicht ein. Denn, wenn ich sage: ich hungre, so heißt das so viel, als: ich, der ich gestern und vorgestern und schon länger gelebt, und schon vieles empfunden, gehört und gesehen habe, ich bin derselbe, der jetzt, in diesem Augenblicke, die Empfindung des Hungers hat. Um das Wörtchen Ich brauchen zu können, muß man sich bei demselben etwas denken, und um sich dabei etwas denken zu können, muß man den Geist nicht bloß auf die gegenwärtige Empfindung, z. B. auf die Empfindung des Hungers, richten, sondern man muß auch daran denken, daß man zu einer andern Zeit nicht gehungert habe, daß man zu einer andern Zeit etwas anders empfunden oder gedacht habe.

Um das: Du brauchen zu können, dazu gehört noch mehr Geistesübung. Denn eigentlich heißt das Wörtchen: Du so viel: Du, Wesen, welches ich für ein: Ich erkenne, d. h. für ein Wesen, welches sich von dem, was es thut, denkt oder empfindet, unterscheidet, und also nicht bloß handelt, denkt und empfindet, sondern sich auch zugleich davon unterscheidet, — du bist gerade ein solches Wesen, wie ich bin; denn bei mir ist dieses auch der Fall.

Eigentlich also heißt: Du, so viel als: Gegenmensch; ein Mensch, ganz meines Gleichen, welcher mir gegenüber steht; und eigentlich sollten wir: Du, nur zu einem andern Menschen sagen. Allein, wir brauchen dennoch das Wörtchen auch, wenn wir überhaupt thun, als verstände das Ding, das wir anreden, unsere Rede. Wir nennen den Hund oder das Pferd: Du, und nennen auch den Baum, den Teich, den Wald, den Garten: Du, ob wir gleich gewiß wissen, daß, wenigstens diese letztgenannten Dinge, uns nicht verstehen, und also keine eigentlichen: Du sind. „Nehmt mich auf, schattige Wälder!" liest man manchmal in Gedichten; gerade als wenn der Dichter mit den Wäldern sprechen könnte. Wir wissen aber sehr wohl, daß er dieses nur in der Begeisterung sagt, und daß er es eigentlich nur scherzweise sage.

Siebente Lection.

Will. Heute, lieben Kinder, mache ich euch nochmals aufmerksam auf die Verben, und auf die Arten, sie zu verändern. Man nennt das, wie ihr bereits wißt, conjugiren. Ich muß euch viel hierüber sagen; aber gebt nur auf die Ordnung Acht, in welcher ich es sage, so werdet ihr doch alles leicht merken können.

Sobald man ein Verbum braucht, so zeigt man an, daß man entweder etwas thue, oder etwas

was leide, oder sich in einem gewissen Zustande befinde. „Ich schlage;" „ich werde geschlagen;" „ich schlafe;" „ich wache" u. dgl. Schlagen — da sieht man jemanden die Hand mit dem Stocke aufheben; geschlagen werden — da sieht man jemanden, auf dessen Körper der aufgehobene Stock fällt. Wachen — das ist ein Zustand, in welchem sich jemand befindet; es ist weder ein Thun noch ein Leiden, sondern ein bloßer Zustand.

Sagt euch nun jemand: „ich wache," so giebt er euch zu verstehen, daß er zu eben der Zeit, als er spricht, d. h. in dem gegenwärtigen Augenblicke, in dem Zustande sey, welchen er das Wachen nennt. Sagt er: „ich habe gut geschlafen," so wißt ihr, daß dieser Zustand vorbei ist; jetzt wacht er, aber diesem Wachen ging ein Zustand vorher, in welchem er nicht wachte, sondern schlief. Sagt er aber: „ich werde schlafen," so wißt ihr sogleich, daß dieses jetzt noch nicht der Fall ist, sondern erst in einem kommenden Zeitpunkte der Fall seyn werde.

1) Merkt nun auf die Art und Weise, wie man diese verschiedenen Zeitpunkte durch Veränderung eines und desselben Verbum zu erkennen giebt. Das Verbum heiße: wachen: „ich wache; ich habe gewacht; ich werde wachen;" oder: schlafen: „ich schlafe; ich habe geschlafen; ich werde schlafen." Die Art von Veränderung, durch

wel-

welche man zu erkennen giebt, welchen Zeitpunkt man meine, wenn man ein Verbum braucht, nennt man: die Conjugation durch das Tempus. So wie es drei Zeitpunkte giebt, nämlich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, so giebt es drei Tempus oder Tempora, durch welche man jene Zeitpunkte bezeichnet. Ein Tempus, das für die Gegenwart, heißt Präsens: ich wache; ein anderes, das für die Vergangenheit, heißt Präteritum: ich habe gewacht; ein drittes heißt Futurum, und zeigt die Zukunft an: ich werde schlafen.

Dies ist deutlich. Ihr dürft euch die Sache nur oft vorstellen, und die Worte, die ihr dabei merken müßt, oft aussprechen, so ist gar nichts schwieriges mehr da. — Ich schlafe; ich habe geschlafen; ich werde schlafen. — Gebt aber nun Acht auf einen zweiten Umstand. Wenn ich euch erzählte: „Ich schlief eben, als der Feuerlärm anfing", so brauche ich hier ein Tempus, welches ihr noch nicht zu nennen wißt. Eben so, wenn ich sagte: „ich war eben aufgewacht, als er zu meiner Thüre herein trat." Eben so, wenn ich sagte: „Wenn ich nur wieder einmal ordentlich werde geschlafen haben, so wird meine Kopfschwäche sich schon verlieren." Hier habt ihr noch zwey Tempus, welche ihr noch nicht zu nennen wißt. Das erste nenne ich das Umstandspräsens, das zweite das Umstandspräteritum, das dritte das Umstandsfuturum.

futurum. Andere nennen das erste das Imperfectum, das zweite das Plusquamperfectum, das dritte das Futurum exactum. Haltet euch aber an meine Benennung, denn sie erleichtert die Sache.

Wenn man nemlich, erstens, angeben will, daß zwei Begebenheiten in einer und derselben Zeit vorfielen, und also die erste noch gegenwärtig war, als die zweite eintrat, so braucht man das Umstandspräsens oder Imperfectum. „Ich schliefe eben, als der Feuerlärm begann.“ Da sage ich ja, daß mein Schlaf noch nicht vorbei, und also der Zustand des Schlafes noch gegenwärtig war, als der Feuerlärm anfing. Ende des Schlafes und Anfang des Feuerlärms, beides war in Einer und derselben Zeit, sie waren also einmal beide mit einander gegenwärtig.

Zweitens. Wenn man angeben will, daß eine Begebenheit schon vorbei war, als die andere eintrat, so setzt man das Umstandspräteritum oder Plusquamperfectum. „Ich war eben aufgewacht, als er zur Thüre hereintrat.“ Er traf mich also nicht mehr schlafend an, Schlaf und Eintreten in die Stube waren nicht mit einander gegengenwärtig, sondern sie folgten auf einander.

Drittens. Wenn gleich eine zukünftige Zeit noch nicht vergangen ist, so kann ich doch sie mir als vergangen vorstellen. Eben so kann ich

mir

mir etwas, was erst noch geschehen soll, doch als schon geschehen vorstellen. Will ich nun zu erkennen geben, daß ich mir etwas noch nicht Geschehenes doch als geschehen vorstelle, so muß ich ein Tempus brauchen, welches von mir das Umstandsfuturum, von andern das Futurum exactum genannt wird. „Wenn ich werde ordentlich ausgeschlafen haben, so wird mein Kopfweh vorbei seyn.“ Ich stelle mir da also erstens eine Begebenheit vor, welche noch eintreten wird, nemlich das Schlafen; dann stelle ich mir aber auch vor, daß diese Begebenheit werde vorbei seyn, und nun behaupte ich, daß auf jene vorübergegangene Begebenheit ein Zustand, nemlich Gesundheit, folgen werde.

Gebt nun noch auf den Unterschied Acht, der zwischen einem bloßen Tempus und einem Umstandstempus ist. Wenn man nemlich das bloße Tempus braucht, und man hat seinen Satz gesagt, so erwartet niemand, daß noch ein Nachsatz folgen werde. Hat man aber ein Umstandstempus gebraucht, so wird man mit Einem Satze nicht fertig, sondern es muß noch ein anderer darauf folgen. „Ich wache; ich habe geschlafen; ich will schlafen.“ — Das alles ist verständlich; niemand erwartet, daß ich noch etwas hinzu fügen werde. Sage ich aber: ich schlief, — ich war aufgewacht, — wenn ich werde ausgeschlafen haben; so erwartet jedermann, daß ich noch etwas hinzufügen werde.

Versucht dies einmal mit andern Verben. Wenn wir wüßten, daß jemand todtkrank wäre, und ein Freund von ihm träte zu uns ins Zimmer, mit den Worten: „er starb;" so würden wir alle glauben, der Freund müsse noch etwas, noch einen Umstand, hinzusetzen, denn er bedient sich des Umstandspräsens. Z. B. er starb, da es eben sechs Uhr schlug, oder: er starb, da er eben noch mit uns sprechen wollte; er starb, während daß wir uns eben mit der Hoffnung zu seiner Genesung tröfteten. Kurz, es müßte eigentlich noch ein Umstand angegeben werden. — Sagte der Mann aber beim Eintreten: „er ist gestorben;" so erwarten wir weiter nichts, denn er bedient sich des Präteritums, d. h. des Tempus, welches man braucht, wenn man etwas als geschehen erzählet. Er ist gestorben, d. h. er hat aufgehört zu leben.

Eben so, wenn jemand sagte: „ich hatte mich mit dem Kahne über den Fluß setzen lassen." Wir erwarten da noch einen Umstand, z. B. um Zeit zu ersparen, oder: ich hatte mich über den Fluß setzen lassen, weil ich glaubte, es führe keine Brücke über denselben u. dgl. Sagte er aber: ich habe mich über den Fluß setzen lassen, so erwarten wir nichts weiter, selbst wenn er auch noch etwas dazu setzen könnte. — Eben so wenn ich eine künftige Begebenheit als vergangen vorstelle. Ich muß zu etwas so sonderba-

rem

rem einen Grund haben, und man erwartet, daß ich diesen angebe, wenn ich das Umstandsfuturum brauche. Sagte ich: „Wenn ich nur erst funfzig Jahre alt seyn werde," indem ich in meinem vierzigsten Jahre stehe, so erwartet man, daß ich angeben werde, was ich alsdann zu thun gesonnen sey, oder etwas dergleichen. Ich muß dies also hinzusetzen, und eben sagen: „so werde ich dann nicht mehr nöthig haben, meine Kräfte so anzustrengen," oder etwas ähnliches.

Wenn man nun conjugirt, lieben Kinder, so läßt man ein Tempus nach dem andern so folgen:

Präsens. Ich schlafe.
Umstandspräsens. Ich schlief.
Präteritum. Ich habe geschlafen.
Umstandsprätet. Ich hatte geschlafen.
Futurum. Ich werde schlafen.
Umstandsfutur. Ich werde geschlafen haben.

Ferner, so conjugirt man auch jedes Tempus durch alle Personen durch; man sagt also:

Ich schlafe; du schläfst; er schläft; wir schlafen; ihr schlafet; sie schlafen. Ich schlief; du schliefst, u. s. w.

Dies nennt man nun, wie gesagt, das Conjugiren nach dem Tempus, wodurch man also zu erkennen giebt, ob man eine Handlung oder einen Zustand als gegenwärtig, verflossen, oder zukünftig erzählt.

2) Aber

2) Aber ich mache euch nun auch noch auf einen wichtigen Umstand beim Conjugiren aufmerksam. Nemlich der, ob man zu erkennen geben will, etwas sey wirklich, oder man denke sichs nur so, man wünsche es nur, man fürchte es nur, u. dgl.

Nicht wahr, es ist ein Unterschied, ob ich sage: „gestern habe ich Geld eingenommen", oder: „gestern hätte ich Geld einnehmen können?" Im ersten Falle sage ich bestimmt, daß etwas geschehen ist, im zweiten sage ich nur, daß es wohl hätte geschehen können, auch allenfalls, daß ich es gewünscht hätte.

Hierauf gründet sichs, daß man sagt, man müsse bei der Conjugation ein Verbum sowohl im Indicativ als im Conjunctiv richtig setzen. Der Indicativ wird gebraucht, wenn ich etwas als wirklich vorstelle; der Conjunctiv, wenn ich es nur als möglich vorstelle. Ich will euch die Sache ebenfalls durch Anschreiben an die Tafel aus einander setzen.

Indicativ.		Conjunctiv.
er lies't . . .	Präsens.	er lese.
ich las . . .	Umst. Präs.	ich läse.
du hast gelesen .	Präter. .	du habest gelesen.
ich hatte gelesen .	Umst. Präter.	ich hätte gelesen.
du wirst lesen .	Futur. .	du werdest lesen.
ich werde gelesen haben.	Umst. Futur.	ich würde gelesen haben.

Es unterscheiden sich nemlich nicht alle Personen beim Conjugiren im Conjunctiv und Indicativ von einander; deswegen habe ich hier, wo ich nur die Uebersicht gebe, nur die Personen angegeben, welche sich unterscheiden. Hier habt ihr aber, zum Abschreiben, die Sache ganz aus einander gesetzt:

Präsens.

Indic.	Conjunct.
ich lese.	ich lese.
du liest.	du lesest.
er liest.	er lese.
wir lesen.	wir lesen.
ihr lest.	ihr leset.
sie lesen.	sie lesen.

Umstandspräsens.

Indic.	Conjunct.
ich las.	ich läse.
du last.	du läsest.
er las.	er läse.
wir lasen.	wir läsen.
ihr last.	ihr läset.
sie lasen.	sie läsen.

Präterit.

Indic.	Conjunct.
ich habe gelesen.	ich habe gelesen.
du hast gelesen.	du habest gelesen.
er hat gelesen.	er habe gelesen.
wir haben gel.	wir haben gel.
ihr habt gelesen.	ihr habet gelesen.
sie haben gelesen.	sie haben gelesen.

Umstandspräter.

Indic.	Conjunct.
ich hätte gelesen.	ich hätte gelesen.
du hattest gelesen	du hättest gel.
er hatte gelesen.	er hätte gelesen.
wir hatten gel.	wir hätten gel.
ihr hattet gelesen	ihr hättet gelesen.
sie hatten gelesen.	sie hätten gelesen.

Futurum.

Indic.	Conjunct.
ich werde lesen.	ich werde lesen.
du wirst lesen.	du werdest lesen.
er wird lesen.	er werde lesen.
wir werden lesen.	wir werden lesen.
ihr werdet lesen.	ihr werdet lesen.
sie werden lesen.	sie werden lesen.

Umstandsfutur.

Indic.	Conjunct.
ich werde gel. haben	ich würde gel. haben
du wirst gel. hab.	du würdest gel. hab.
er wird gel. hab.	er würde gel. hab.
wir werden gel. hab.	wir würden gel. hab.
ihr werdet gel. hab.	ihr würdet gel. hab.
sie werden gel. hab.	sie würden gel. hab.

3) Noch etwas. Da ein Verbum einen Zustand oder ein Thun oder ein Leiden anzeigt, so läßt sich auch denken, daß jemanden befohlen würde, etwas zu thun, zu leiden, oder sich in einen Zustand zu versetzen. Da werden die Verben wieder etwas verändert; und man nennt diese Veränderung den Imperativ. Weil man sich selbst eigentlich nicht befehlen kann, denn der Mensch, der seine eigenen Befehle zu vollziehen glaubte, würde in der That nur seine eigenen Beschlüsse vollziehen, so stellt man sich also nur vor, daß man entweder einem einzigen oder mehrern etwas beföhle; und dann stellt man sich auch noch dabei vor, daß die, denen befohlen wird, entweder da sind, oder daß es Abwesende sind. Nemlich so:

lies.
er lese.
leset.
sie lesen.

Hier ist der Ort, lieben Kinder, wo ich euch auf eine wunderliche Art zu sprechen, welche uns Deutschen eigen ist, aufmerksam machen muß. Eigentlich heißt der, mit welchem man spricht: Du, und, sind ihrer viele, so heißen sie: Ihr. Ferner, der Abwesende, von dem man also eigentlich nur als von einem Gegenstande spricht, heißt: Er, und sind ihrer mehrere: Sie. Z. B. „gehst Du spatzieren? geht Ihr spatzieren?" das ist die Frage eines

Men-

Menschen an eine Person, oder an mehrere Personen, welche vor ihm gegenwärtig sind. „Er ist spatzieren gegangen," oder: „Sie sind spatzieren gegangen," sagt man mir, wenn ich in ein Haus komme, und die Person oder die Personen, welche ich sprechen wollte, nicht zu Hause antreffe. So werden diese Wörter richtig gebraucht.

Wir Deutschen brauchen sie aber auch unrichtig. Du sagen wir nur zu einer Person, mit welcher wir entweder sehr vertrauten Umgang haben, oder welche wir für sehr gering achten. Zu manchem sagen wir: Er, ob er gleich da vor uns gegenwärtig steht. „Wo will Er hin?" fragt mancher Herr seinen Bedienten. Wir machen es aber noch ärger. Denn bei dem Er denkt man doch noch immer nur an eine einzige Person; allein wir sagen auch wohl zu einem Bedienten: Ihr; „Wo wollt Ihr hin?" und zu den meisten Personen sagen wir: Sie. „Wo wollen Sie hin?" sagt der Bediente zu seinem Herrn. In diesen beiden Fällen thut man gar, als wenn man nicht mit Einer Person spräche, sondern mit mehreren, und bei dem: Sie insbesondere ist die Abgeschmacktheit aufs höchste getrieben. Man spricht mit einer Person, welche gegenwärtig ist, und man braucht das Sie, d. h. den Ausdruck, welchen die Sprache hat für den Fall, daß von mehrern abwesenden Personen gesprochen wird.

Daher kommt es, daß unser deutscher Imperativ auch mehr Fälle enthält, als er eigentlich enthalten kann. Nemlich er heißt so:

Singular.

lies.
er lese.
lese du.
lese er.
lese sie.
leset ihr.
lesen sie.

Plural.

leset.
sie lesen.

4. Endlich, lieben Kinder, auch noch von dem Infinitiv.

Will man den bloßen Zustand, das bloße Thun oder Leiden ausdrücken, ohne zu bestimmen, ob von einer oder von vielen Personen dabei die Rede ist, so setzt man das Verbum so, wie man es den Infinitiv nennt. „Lesen, schreiben, schlafen, wachen, geschlagen werden, geliebt werden." — Das ist der Infinitiv.

a) Dieser Infinitiv wird conjugirt durch die drei Haupttempus. „Lesen" ist das Präsens; „gele-

„gelesen haben" das Präteritum; „lesen werden" das Futurum.

b) Es werden zu dem Infinitiv aber auch Präpositionen gesetzt, wie zu einem Substantiv; alsdann heißt der Infinitiv der Gerundiv. Man sagt: im lesen; vom lesen; durch lesen; zum lesen u. s. w. Der Infinitiv also, ebenfalls ordentlich hergeschrieben, sieht so aus:

lesen.
gelesen haben.
lesen werden.
am lesen.
im lesen.
vom lesen.
zum lesen. u. s. w.

Dies heißt nun richtig conjugiren in Absicht auf den Modus. Auf die Frage nemlich: in welchem Modus steht das Verbum? antwortet man entweder: im Indicativ, oder: im Conjunctiv, oder: im Imperativ, oder: im Infinitiv.

Achte Lection.

Will. Wir sind noch nicht mit dem Conjugiren fertig, lieben Kinder. Es giebt noch zwei Umstände, auf welche ich euch dabei aufmerksam machen

chen

chen muß. Nemlich das Activ und Passiv, und dann das Particip.

Wenn jemand etwas thut, so geschieht etwas; denn eine Thätigkeit bringt etwas hervor. Wenn einer schlägt, so wird ein anderer geschlagen. Alle Verbe also, welche ein Thun, eine Thätigkeit bezeichnen, werden auch so conjugirt, daß man durch die Conjugation auch das anzeigt, was durch diese Thätigkeit hervorgebracht wird. Einer sagt z. B. „ich schlage." Der andere, der die Schläge bekommt, sagt: „ich werde geschlagen." Jenes nennt man den Activ, dieses den Passiv.

Den Activ zu conjugiren, das habe ich euch schon gezeigt; denn alles, was ich in den vorigen Lectionen über Conjugation angeschrieben habe, war bloß der Activ. Vom Passiv werde ich heute sprechen.

Es giebt da auch ein Präsens, ein Präteritum und ein Futurum, und so auch ein Umstandspräsens u. s. w. Auch einen Indicativ, Conjunctiv, Imperativ und Infinitiv. Und da ich euch diese Ausdrücke schon erklärt habe, so will ich weiter nichts thun, als ein Verbum, wie es im Passiv conjugirt wird, gleich anschreiben.

Passiv.

Präsens.

Indicativ.	Conjunctiv.
ich werde geschlagen	ich werde geschlagen
du wirst geschlagen	du werdest geschlagen
er wird geschlagen	er werde geschlagen
wir werden geschlagen	wir werden geschlagen
ihr werdet geschlagen	ihr werdet geschlagen
sie werden geschlagen.	sie werden geschlagen.

Umstandspräsens.

ich wurde geschlagen	ich würde geschlagen
du wurdest geschlagen	du würdest geschlagen
er wurde geschlagen	er würde geschlagen
wir wurden geschlagen	wir würden geschlagen
ihr wurdet geschlagen	ihr würdet geschlagen
sie wurden geschlagen.	sie würden geschlagen.

Präteritum.

ich bin geschlagen worden	ich sey geschlagen worden
du bist geschlagen worden	du seyst geschlagen worden
er ist geschlagen worden	er sey geschlagen worden
wir sind geschlagen worden	wir seyen geschlagen worden
ihr seyd geschlagen worden	ihr seyed geschlagen worden
sie sind geschlagen worden.	sie seyen geschlagen worden.

Umstandspräteritum.

ich war geschlagen worden	ich wäre geschlagen worden
du warst geschlagen worden	du wärest geschlagen worden
er war geschlagen worden	er wäre geschlagen worden
wir waren geschlagen worden	wir wären geschlagen worden
ihr waret geschlagen worden	ihr wäret geschlagen worden
sie waren geschlagen worden.	sie wären geschlagen worden.

Futu-

Futurum.

ich werde geschlagen werden	ich werde geschlagen werden
du wirst geschlagen werden	du werdest geschlagen werden
er wird geschlagen werden	er werde geschlagen werden
wir werden geschlagen werden	wir werden geschlagen werden
ihr werdet geschlagen werden	ihr werdet geschlagen werden
sie werden geschlagen werden.	sie werden geschlagen werden.

Umstandsfuturum.

ich werde geschl. worden seyn	ich würde geschl. worden seyn
du wirst geschl. worden seyn	du würdest geschl. worden seyn
er wird geschl. worden seyn	er würde geschl. worden seyn
wir werden geschl. worden seyn	wir würd. geschl. worden seyn
ihr werdet geschl. worden seyn	ihr würdet geschl. worden seyn
sie werden geschl. worden seyn.	sie würden geschl. worden seyn.

Imperativ.

werde geschlagen
er werde geschlagen
werdet geschlagen
sie werden geschlagen.

Infinitiv.

geschlagen werden
geschlagen worden seyn
werden geschlagen werden
um geschlagen zu werden.

Was nun das Particip betrifft, so hat es damit folgende Bewandtniß. Ihr könntet sagen: „ich lese und schlief ein; du liest und schläfst ein;

wir

wir lesen und schlafen ein u. s. w." auch: „ich las und schlief ein; wir lasen und schliefen ein; wir haben gelesen und sind eingeschlafen." Statt dieser vielen Worte setzt man an den Infinitiv eines Verbums im Deutschen ein: d, so erhält man das Particip. Lesen — lesend; schlagen — schlagend. Dieses Particip nun kann man zu jedem Tempus setzen. „Lesend schlafe ich ein; lesend schlief er ein; lesend werdet ihr einschlafen."

Es giebt aber zwei Particip, ein actives und ein passives. „Liebend — geliebt; schlagend — geschlagen; lesend — gelesen." „Lachend kehrte er mir den Rücken zu; geschlagen bei Hochkirch führte Friedrich seine Soldaten zu einem glänzenden Siege."

So viel nun von der Conjugation. Es ist ein weitläuftiges Kapitel; allein die Sache ist nicht so schwer, als sie zu seyn scheint. Eure Sache, lieben Kinder, ist nun, wenn ihr lest oder sprecht, euch oft zu fragen:

1) was für eine Art von Wort ist dies, welches ich eben gebraucht habe?

2) in welchem Casus, in welcher Person, in welchem Tempus, Numerus u. d. gl. steht es?

Späterhin müßt ihr Grammatiken für diese oder jene Sprache lesen. Diese Grammatiken enthal-

halten die Regeln, nach welchen die Wörter im Sprechen und Schreiben mit einander verbunden werden müssen. Da wird es euch wohl thun, wenn ihr hier, in der allgemeinen Grammatik, schon die Arten von Wörtern, und die Arten, sie zu verändern, kennen gelernt habt. Auch könnt ihr euch, was die deutsche Sprache betrifft, sogar schon selbst Regeln bilden, und sie in kurze Ausdrücke bringen. Es fiel euch z. B. auf, daß das Frauenzimmer, welches uns gestern besuchte, immer sagte: „ich freue mich, Ihnen zu sehen; ich will Sie sagen u. s. w.“ Dies ist gegen die Regel. Weil man spricht: ich freue mich, Dich zu sehen; und ich will Dir sagen: so heißt die Regel: das Verbum: sehen regiert den Accusativ, das Verbum: sagen aber den Dativ. Da nun Ihnen der Dativ, und Sie der Accusativ ist, so muß man sagen: ich freue mich, Sie zu sehen, und: ich will Ihnen sagen.

Zwanzigster Abschnitt.

Logik,

oder die Kunst, Gedanken zu beobachten und zu beurtheilen.

1.

Will. Ihr habt schon manchmal gehört, lieben Kinder, daß man über die Dorfleute lacht, welche aus der Kirche kommen, und rühmen, wie schön ihr Herr Pfarrer heute gepredigt habe. Fragt man sie hierauf: wovon hat euer Pfarrer denn heute geprediget? so wissen sie nichts anzugeben.

Ich will diese schnurrige Bemerkung anwenden, euch etwas für euer Leben sehr wichtiges zu sagen. Es ist nemlich die Behauptung, daß wir alle uns, mehr oder weniger, in dem Falle die-

dieser Dorfleute befinden, und daß wir nie weiter kommen, als sie, wenn wir uns nicht absichtlich und ganz besonders Mühe deshalb geben.

Der Fall ist nemlich folgender. Die Menschen befinden sich in der sonderbaren Lage, daß sie vieles thun, ohne zu wissen, wie sie es machen; daß sie vieles sehen und hören, ohne zu wissen, was es ist; und daß sie sogar sprechen und schreiben, ohne zu wissen, was denn das eigentlich ist, wovon sie sprechen und schreiben.

Einige. Das wäre doch wirklich sehr sonderbar.

Will. Allerdings; allein es ist dennoch wahr. Ich will gleich die Probe mit euch selbst machen. Was ist das? (den Tisch angreifend)

Alle. Ein Tisch.

Will. Was ist denn ein Tisch? — — — — Ihr schweigt alle? Ihr seyd schon gefangen. Uebrigens ist es mir sehr lieb, daß ihr schweigt; ich sehe, euer Geist ist schon so geübt, daß er gleich empfindet, ob er etwas weiß oder nicht weiß.

Bemerkt also, daß ihr das Wort: Tisch so oft ausgesprochen habt; daß ihr so viele Tische gesehen habt; daß ihr mir niemals einen Stuhl oder einen Spiegel bringt, wenn ich euch bitte, mir einen Tisch zu bringen, und daß ihr demunge-

ungeachtet in Stillschweigen versetzt wurdet, jetzt, da ich fragte: was ist ein Tisch?

Einige. Wie geht denn das zu?

Will. Das will ich euch sagen. Viele Menschen brauchen die Worte nur wie die Namen. Wenn sie also z. B. einen Tisch sehen, und man sagt ihnen: das ist ein Tisch, so merken sie sich das; und wenn man ihnen nun sagt, sie sollen einen Tisch bringen, so bringen sie das Ding, welches man ihnen Tisch genannt hat.

Es ist aber ein sehr großer Unterschied zwischen einem Worte und einem Namen. Der Mann z. B., dessen Portrait hier hängt, hieß Wolf. Wolf war also sein Name; dabei denkt man sich nun weiter gar nichts. Sage ich aber: er war Kapellmeister, so spreche ich ein Wort aus, bei welchem man sich eigentlich etwas denken sollte. Man sollte nemlich wissen, daß Kapelle eine Anzahl geschickter Musiker sey, welche ein großer Herr besoldet, um schöne Musik von ihnen zu hören; daß diese Anzahl Musiker einen Obersten, einen Anführer brauchen; und daß man diesen Anführer Kapellmeister nenne. Demungeachtet werden viele Leute das Wort: Kapellmeister so gebraucht haben, wie den Namen: Wolf, d. h. sie werden sich gar nichts dabei gedacht haben, so wie auch wir etwa das

türki-

türkische Wort: Bassa, Reis-Effendi brauchen, ohne etwas dabei zu denken, ob diese Wörter gleich eben so gut Aemter und Würden, die jemand hat, andeuten, als die Worte: General, Kapellmeister, Bischof, Amtmann u. dgl.

Unterscheidet also von nun an, lieben Kinder, sorgfältig: Gegenstand und: Wort, und dann wieder: Wort und: Namen. So ist z. B. das hölzerne, vierbeinige Ding, welches hier steht, der Gegenstand, welchen wir Tisch nennen, und: Tisch ist eigentlich ein Wort, d. h. ein Laut, bei welchem wir uns etwas denken sollten. Name dagegen ist ein Laut, bei welchem es nichts zu denken giebt, sondern welcher bloß gebraucht wird, einen Gegenstand, der dem andern ganz ähnlich ist, zu bezeichnen. Von zwei Menschen z. B. heißt der eine Peter, der andere Anton.

Von Namen will ich nun gar nicht mehr sprechen, sondern bloß von Worten. — Da giebt es nun Worte, die man allenfalls auch wie Namen brauchen kann, ohne etwas dabei zu denken; solche nemlich, wo die Gegenstände derselben sichtbar sind, oft vorkommen, und weiter nicht wichtig sind. So macht es z. B. niemanden Unehre, wenn er nicht weiß, was ein Tisch ist, d. h. wenn er gefragt wird, und gestehen muß, er habe noch nicht nachgedacht, was

ein

ein Tisch sey. Denn ein Tisch ist zwar etwas sehr brauchbares, aber doch eben nichts wichtiges. Es geht also an, daß man das Wort: Tisch wie einen bloßen Namen gebrauche.

Nun giebt es aber noch andere Worte, z. B. das Wort: Ehre, Rechtschaffenheit, Artigkeit, Liebe, Hochachtung u. dgl. Mit diesen Worten hat es eine ganz besondere Bewandtniß. Ihr müßt hierauf wohl Achtung geben, lieben Kinder.

Diese Worte nemlich haben, erstens, keinen sichtbaren Gegenstand, so wie die Worte: Tisch, Stuhl, Haus, Wand, Spiegel u. dgl. einen haben. Fragt mich jemand: was ist Ehre? so kann ich nicht ein Ding in die Hand nehmen, und sagen: das ist Ehre, so wie ich es thun kann, wenn jemand fragt: was ist ein Tisch. Man geräth daher bei einem solchen Worte wirklich in Verlegenheit. Denn zeigen kann man das Ding nicht; kann man es also auch nicht sagen, sondern müßte man sich begnügen, immer nur das Wort zu wiederholen, und zu sagen: Ehre ist Ehre, so würde das schlimm seyn, und man würde zu erkennen geben, daß man über das Wort: Ehre noch nicht nachgedacht habe. Das darf man aber nicht unterlassen, wenn man sich für einen Menschen von guter Erziehung und von Nachdenken ausgiebt.

Zweitens, so ist dies auch eine Sache von Wichtigkeit. Man weiß nicht eher, was Ehre ist, als bis man ordentlich darüber nachgedacht hat; man kann also nicht eher auf seine Ehre richtig bedacht seyn, bis man über das Wort: Ehre nachgedacht hat. Denn, wie gesagt, der Gegenstand des Wortes: Ehre, ist kein äußerer und sichtbarer, sondern ein innerer, nur im Bewußtseyn sich befindender, unsichtbarer. Man kann ihn den Andern nicht zeigen, sondern durch Worte und Gespräch nur andeuten.

Gebt nun auf noch etwas Achtung, lieben Kinder. Ich werde von nun an in diesen Lehrstunden nicht mehr das Wort: Wort gebrauchen, sondern ich werde sagen: Begriff oder Gedanke. Ich werde also nicht mehr sagen: ich will über das Wort: Ehre nachdenken, sondern: ich will über den Begriff: Ehre nachdenken. Und wenn jemand einen Irrthum beginge, wenn er z. B. sagte: es ist erlaubt, jemanden, der mich in Kleinigkeiten beleidigt, gleich in das Gesicht zu schlagen, oder gar, ihn zu tödten, so werde ich nicht sagen: höre, du brauchst da irrige Worte, sondern: höre, deine Begriffe sind irrig, oder: du irrest in deinen Gedanken.

Ich werde nemlich in dieser Stunde euch in einer Kunst üben, welche das meiste zur Bildung des Geistes beiträgt. Sie hat einen griechischen Namen, weil die griechischen Weltweisen sie vorzüglich geschätzt und bearbeitet haben, und heißt: Logik. Es ist die Kunst, auf seine eigenen Gedanken aufmerksam zu seyn, und sich Rechenschaft über dieselben zu geben, eben so die Gedanken Anderer zu beobachten und sagen zu können, ob sie war oder falsch sind.

Ich habe hier etwas aus einem Buche abgeschrieben, das will ich jedem von euch zum abschreiben geben. Wir werden es mehrmal brauchen. Jetzt lese ich es euch vor, um die Gedanken prüfen zu können, welche der Verfasser dieses Aufsatzes gehabt hat.

Die falsche Schamhaftigkeit.

Abrast, ein ehrbegieriger Jüngling, sucht sich im Umgang mit der großen Welt zu bilden, und sich Freunde und Beförderer zu erwerben. Seine gute Miene empfiehlt ihn, und seine Lebhaftigkeit, mit einer gewissen Bescheidenheit begleitet, öffnet ihm den Eintritt in angesehene Gesellschaften. Er erröthet über den geringsten Fehler der Uebereilung oder der Unwissenheit, der ihm in Absicht auf den Wohlstand entwischt. Aber allzubegierig, Beifall zu haben, und allzuschwach, ein Mißfallen zu ertragen, verkennt er oft die wahre Ehre, und opfert sie einer falschen Schamhaftigkeit auf. Er liebt die Wahrheit, und wird nie mit kaltem Blute eine

Unwahrheit sagen. Dennoch, so bald er in Gesellschaften erzählt, erzählt er ungetreu, vergrößert, verkleinert, läßt Umstände weg, versetzt sie aus großer Begierde, nichts alltägliches zu erzählen. Er beleidiget die Wahrheit, um das Lob eines angenehmen und beredten Gesellschafters zu erbeuten. Er wirft sich, wenn er zurück in die Stille kömmt, diesen Fehler vor; aber er begeht ihn im Geräusche der Gesellschaft doch wieder von neuem. — Er ist ein Feind von groben Ausschweifungen, und haßt den Trunk. Ein Vornehmer, mit dem Glase in der Hand, muntert ihn durch Scherz und Gesundheiten auf. Er schämt sich, diesem Mann zu widerstehen; dies würde unhöflich seyn, meint er, und um nicht unhöflich zu seyn, entehrt er seine Vernunft durch einen abgenöthigten Rausch, und setzt sich in Gefahr, krank zu werden. — Er begeht einen Fehler im Tanze. O wie kränkt ihn das! Aber, um seinen Fehler wieder gut zu machen, sagt er geschwind einem Frauenzimmer etwas witziges, und so setzt er sich wieder in sein voriges Ansehen. — Er begeht aus Unachtsamkeit einen Fehler im Spiel, er schämt sich; er erkauft ihn durch einen Fluch, und des Fluches schämt er sich nicht. — Adrast scheut den Namen eines Widersprechers, der in Gesellschaften verhaßt ist. Man spottet unbarmherzig über die Fehler, die man dem Amint, einem Bekannten des Adrast, andichtet; es kränkt ihn, daß er die Verleumdung nicht widerlegen soll. Aber die vornehme Verleumderin sieht ihn ernsthaft an, und schon giebt er seinen Beifall durch Mienen, so sehr ihm auch sein Herz widerspricht. Kaum aber fragt ihn Clelia laut: Adrast, haben Sie das nicht auch gehört? so wird er aus falscher Schamhaftigkeit ein Verleumder und sagt Ja. — Adrast ist kein Prahler; aber aus Besorgniß, sich nicht so fein, als Andre zu tragen, wird er ein Verschwender in Kleidern, und legt

durch

durch eine ehrsüchtige Freigebigkeit den Grund zu einem schlechten Zustand seiner Einnahme und Ausgabe.

Einige. Ach, das ist ein langer Aufsatz.

Will. Ich habe ihn mit Fleiß gewählt, um euch dabei sagen zu können, was ich von euch verlange. Wollt ihr wissen, was ich von euch verlange?

Alle. Nun; was denn?

Will. Ihr sollt mir sagen, ob der Mann, der diesen Aufsatz geschrieben hat, recht habe, d. h. ob er über die Sache, von welcher hier die Rede ist, wohl richtig denke?

Einige. Wie meinen Sie denn das?

Will. Das will ich euch sagen. — Die Aufschrift heißt: die falsche Schamhaftigkeit. Nun kommt eine Erzählung von einem jungen Menschen, der dies und jenes thut, was der Verfasser nicht recht findet; das tadelt der Verfasser, und sagt, der Grund davon sey eine falsche Schamhaftigkeit. Da sollt ihr mir nun sagen, ob das sich so verhalte?

Alle. Ach, das ist uns zu schwer; das können wir nicht. Der Aufsatz ist zu lang.

Will. Ich glaube, auch beurtheilen zu können, was euch zu schwer ist oder nicht, und ich glaube, es ist euch nicht zu schwer. Ihr wißt nur noch nicht, wie ihr das Ding angreifen sollt. Das

will ich euch aber gern sagen; dann wird die Sache schon gehen.

Es gilt hier die Prüfung der Gedanken des Verfassers dieses Aufsatzes. Was man prüfen will, das muß man verstehen lernen; erst müßt ihr also wissen, was behauptet der Verfasser? Alsdann erst könnt ihr fragen, ob er recht habe, oder nicht?

Indem ich euch also Anleitung gebe, diesen Aufsatz verstehen zu lernen und zu beurtheilen, sage ich euch zugleich, was ihr thun müßt, wenn ihr mit Menschen sprecht, oder in Büchern lest. Immer müßt ihr erst trachten, das Gesagte oder Geschriebene zu verstehen, d. h. zu wissen, wie meint man es, alsdann müßt ihr im Stand seyn, zu bestimmen, ob man richtig gemeint habe, oder irre.

Nun also zu dem Aufsatze zurück.

Der Aufsatz hat eine Ueberschrift, nemlich; Die falsche Schamhaftigkeit. In der Ueberschrift sagt ein Verfasser gewöhnlich, was er mit seinem Aufsatze eigentlich haben will. Man muß also die Ueberschrift zwar lesen, und ins Gedächtniß fassen; man muß aber demungeachtet den Aufsatz so untersuchen, als ob er keine Aufschrift hätte; denn es ist ja möglich, daß der Verfasser nicht geleistet hat, was er in der Ueberschrift versprach.

Wir gehen also den Aufsatz ohne Rücksicht auf die Ueberschrift durch, und betrachten ihn als eine Erzählung.

Die Rede ist von einem vornehmen, wohlgestalteten Jünglinge, der sich in der Gesellschaft und für die Gesellschaft bilden will. Wir sehen ihn gleichsam handeln; das aber, was er thut, gefällt dem Verfasser nicht, und dieser sagt, eine falsche Schamhaftigkeit verleite den Jüngling dazu, nicht recht zu thun.

Wir haben also Achtung zu geben

1) auf die Erzählung,

2) auf das Urtheil des Verfassers, daß der Jüngling nicht recht handle,

3) auf die Behauptung des Verfassers, daß eine falsche Schamhaftigkeit der Grund davon sey, warum der Jüngling nicht recht handelt.

Heute, lieben Kinder, will ich alles allein machen, um euch ein vollständiges Beispiel zu geben, wie man es anfangen muß, die Gedanken Andrer zu prüfen. Künftig müßt ihr mir helfen, und späterhin müßt ihr die Sache ohne meine Hülfe vornehmen.

a) Der Jüngling liebt die Wahrheit; er erzählt aber dennoch Unwahrheiten, weil

er

er gern etwas außerordentliches erzählen möchte.

b) Er liebt das Weintrinken nicht. Weil aber ein Vornehmer ihn nöthigt und anreizt, so berauscht er sich, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit.

c) Er macht beim Tanz ein kleines Versehen. Er will nicht dafür gelten, ein Versehen gemacht zu haben, und denkt geschwind auf einen Witz, um die Aufmerksamkeit der Tänzer auf etwas anders zu richten.

d) Er macht ein Versehen im Spiel. Das will er auch nicht merken lassen, und flucht auf eine unanständige Art, um zu beweisen, wie sehr gegen seinen Willen das Versehn vorgefallen sey.

e) Man verleumdet einen von seinen Bekannten; er könnte ihn vertheidigen, allein er merkt, daß ein Frauenzimmer, welches zur Verleumdung beiträgt, dieses übel nehmen würde, und verleumdet daher sogar mit, da er dazu aufgefodert wird.

f) Er würde sich keine kostbareren Kleider anschaffen, als seine Einkünfte es erlauben; aber er fürchtet, bei der Gesellschaft, die er gern besuchen möchte, nicht aufgenommen

zu werden, und kauft sich also feinere und theurere Kleider, als er bezahlen kann.

Einige. Ei, das ist schön; nun kann man das Ganze leicht übersehen.

Will. Deswegen macht eben einen solchen kurzen Auszug. Das muß man allemal thun, wenn man etwas beurtheilen will. Ist euch die Sache also nun klar? ist es so, als wenn ihr mit diesem jungen Menschen in Gesellschaft wäret, und hättet mit angesehen und gehört, was er thut?

Alle. O ja.

Will. Nun, so entsteht also die zweite Frage: Billiget ihr, was der Jüngling thut? glaubt ihr, daß man es so machen müsse, wie er es macht?

Alle. Nein; das ist nicht schön.

Will. Ihr billiget also nicht, daß er Unwahrheiten sagt, ob er gleich die Unwahrheit eigentlich nicht liebt?

Alle. Nein, das billigen wir nicht.

Will. Ihr billiget auch nicht, daß er sich berauscht, bloß, um einem Vornehmen aus der Gesellschaft nicht zu mißfallen?

Alle. Nein.

Will. Ihr billigt also überhaupt nichts von allem dem, was der Jüngling thut?

Alle.

Alle. Nein; nichts von allem, was er thut.

Will. Darin also denkt ihr einstimmig mit dem Verfasser; der billigt es auch nicht. — Es käme also nun die dritte Frage. Wie würdet ihr einen Jüngling nennen, der so handelt, oder, mit andern Worten, was scheint euch der Grund zu seyn, warum dieser Jüngling thut, was ihr nicht billigen könnt?

Einige. Wir würden sagen: er ist eitel.

Andere. Wir würden sagen: er ist schwach.

Andere. Wir würden sagen: er schämt sich.

Andere. Wir würden sagen: er sollte solche Gesellschaften gar nicht besuchen.

Will. Nun, da giebt es viele Antworten. Wir müssen also sehen, was wir damit anfangen.

Ich frage zuerst diejenigen, welche meinen, der Jüngling handle aus Scham so, ob sie das aus sich selbst haben, oder ob sie dabei an die Ueberschrift gedacht haben.

Diese. Wir haben an die Ueberschrift gedacht.

Will. Das war nicht recht. Ich wollte gern wissen, was ihr über die Sache denkt, nicht, was der Verfasser darüber gedacht hat, denn ihr solltet mir ja helfen urtheilen, ob der Verfasser über die Sache richtig denke.

Diesel-

Dieselben. Ja, wenn das ist. — Nun da kommt es uns auch so vor, als ob der Jüngling aus einer fehlerhaften Schwäche so handle.

Will. Was euch betrifft, die ihr sagtet, er sollte solche Gesellschaften lieber gar nicht besuchen, so habt ihr einen Fehler begangen, welcher darin besteht, daß ihr meine Frage gar nicht beantwortet. Und doch soll es scheinen, als beantwortetet ihr sie. Ich fragte euch: was ist, eurer Meinung nach, der Grund, warum jener Jüngling so handelt, wie es nicht recht ist? und ihr sagtet mir, der Jüngling sollte lieber gar nicht in solche Gesellschaften gehen. Seht ihr ein, daß ihr meine Frage nicht beantwortet habt?

Diese. Ja, wir sehen es ein.

Will. Welches wäre aber eure Antwort auf meine Frage.

Diese. Wir wissen es nicht.

Will. Nun so gebt nur Achtung, damit ihr ein andermal im Stand seyd, zu antworten. — Ich will jetzt mit denen sprechen, welche sagten, der Jüngling handle aus Schwäche nicht recht. Ihr meint also etwa so: der Jüngling weiß, daß er nicht recht thut, allein weil er doch gern in diesen Gesellschaften seyn, und in denselben angesehn seyn will, so widerstrebt er seinem besseren Wissen und handelt so, wie es nicht recht ist.

ist. Das nennt ihr nun Schwäche. Ist das eure Meinung?

Diese. Ja; so meinen wir es.

Will. Ich glaube, daß auch ihr meine Frage nicht beantwortet habt. Ich kann nemlich nicht begreifen, wie Schwäche ein Grund zu Handlungen sey. Ich frage euch: warum handelt der Mensch so? und ihr antwortet mir: weil er schwach ist. Schwach seyn heißt keine Kraft haben. Wer aber keine Kraft hat, der wird gar nicht handeln. Hätte ich euch gefragt: warum unterläßt dieser Mensch das Gute, dann hättet ihr vielleicht antworten können, weil er keine Kraft dazu hat, d. h. er unterläßt es aus Schwäche. Jetzt aber frage ich euch, warum thut dieser Mensch etwas, das nicht recht ist, da paßt also die Antwort: aus Schwäche, nicht. Denn daß er Kraft hat zu handeln, das sehe ich ja daraus, daß er handelt. Ich kann also eure Antwort nicht richtig finden, und wende mich nun zu denen, welche antworteten: aus Eitelkeit.

Ich finde diese Antwort ganz richtig. Ich denke mir nemlich die Sache so: der junge Mensch will gern in den Gesellschaften, welche er besucht, etwas gelten, will Beifall in denselben erhalten u. s. w. Nun geht es aber in diesen Gesellschaften so zu, wie er sieht: es wird stark getrunken,

es

es wird verleumdet, u. s. w. er sollte sich also aus dem Beifalle solcher Gesellschaften nichts machen, er sollte sie nicht besuchen. Gleichwohl besucht er sie. Warum? weil er sich aus ihrem Beifall etwas macht. Wie kann nun ein Mensch genannt werden, der sich aus dem Beifall einer Gesellschaft, deren Beifall keinen Werth hat, etwas macht? Gewiß nicht anders, als eitel. Denn er hascht nach etwas, was ihm zur Ehre gereichen soll, und ihm doch wirkliche Ehre nicht bringen kann, er hascht nach einer Scheinehre, und das Haschen nach Scheinehre nennt man Eitelkeit. — Der wirkliche Grund also, aus welchem das fließt, was an dem Jüngling nicht recht ist, ist Eitelkeit.

Einige. Hätte dann aber nicht die Ueberschrift lieber heißen sollen: die Eitelkeit?

Will. Es ist mir lieb, daß ihr selbst auf diesen Punkt kommt; ich wollte nun eben davon sprechen, und wollte dabei zugleich mit denen von euch sprechen, welche mir dieselbe Antwort gegeben hatten.

Was ist nemlich Schamhaftigkeit oder Scham? Die Menschen haben vieles mit den Thieren gemein; sie essen, sie trinken, sie verdauen, und schaffen den Unrath weg, wie die Thiere. Ist es nun möglich, eine thierische Verrichtung so vor-

nehmen

nehmen zu können, daß es scheint, als thäten wir sie gar nicht um des thierischen Bedürfnisses willen, so schämen wir uns derselben nicht. So schämen wir uns des Essens nicht, weil wir uns in Gesellschaft zu Tische setzen, und weil das aussieht, als würde der Tisch gedeckt, nicht um des Essens willen, sondern um der Gesellschaft, und um des gemeinschaftlichen Frohseyns willen. Dagegen den Urin zu lassen, uns auf dem Abtritt erblicken zu lassen, dessen schämen wir uns; denn zu diesen eckelhaften Geschäften kann uns bloß die Noth zwingen, und wir können nicht den Schein annehmen, daß wir es des Vergnügens wegen thäten. Sich schämen also heißt eigentlich, verlegen darüber seyn, daß jemand uns etwas thun sieht, was bloß die Thierheit an uns uns abzwingt.

Nun sagt man zwar auch: schäme dich, etwas unrechtes zu begehen. Allein man versteht diesen Ausdruck unrichtig, wenn man glaubt, es gebe eine moralische Scham in dem Menschen. Diese gibt es nicht, man schämt sich nur des thierischen, das man an sich hat. Wer also sagt: schäme dich, etwas unrechtes zu begehen, der meint es eigentlich so: erschrick vor dem Gedanken, etwas unrechtes zu begehen, eben so, wie du erschrecken würdest, wenn dich jemand bei einer eckelhaften thierischen Handlung überraschte.

Gesetzt

Gesetzt also auch, man wollte von einer moralischen Scham oder Schamhaftigkeit reden, so müßte diese in dem Abscheu bestehen, welchen man vor dem, was unrecht ist, empfindet. Wie könnte man aber alsdann sagen, dieser Jüngling thue aus Schamhaftigkeit etwas, was nicht recht ist? Das hieße ja gerade so viel, als wollte man sagen: dieser Jüngling thut etwas, was nicht recht ist, aus Scheu vor dem, was nicht recht ist. Und das wäre doch wohl ein Widerspruch?

Alle. Allerdings.

Will. Nun seht, so sind wir also mit unserer Untersuchung am Ende. Wir sind mit dem Verfasser zwar einverstanden, daß das nicht recht ist, was der Jüngling, von dem er uns erzählt hat, thut; aber wir sagen, der Verfasser habe geirrt über den Grund, aus welchem der Jüngling das Unrechte thut. Der Grund kann nemlich nicht Scham seyn, sondern er ist Eitelkeit. Der Jüngling strebt nach einem Beifall, welcher nichts werth ist, und weil er dies thut, so nennt man ihn eitel.

Ich will euch nun überdies noch durch den Verfasser selbst beweisen, daß wir richtig urtheilten, und daß er selbst, der Verfasser, sich widerspricht. Derselbe Mann nemlich, der diese Erzählung

gab,

gab, und diese Ueberschrift darüber setzte, fährt da, wo ich aufgehört habe, euch den Aufsatz mitzutheilen, also fort:

Was hindert den Adrast, sich von dieser widerrechtlichen Schamhaftigkeit, die eine Feindin seiner Tugend ist, zu befreien? Wenn er aufrichtig seyn will, so kann er leicht sehen, daß er nicht sowohl nach guten Sitten, als nach dem Ruhme derselben strebt. Aus dieser Quelle fließt der Fehler seines Charakters, und diese muß er zuerst verstopfen. Er läßt sich in seinem Betragen von den Meinungen der Welt regieren; und er weiß doch, daß die wahre Würde und das wahre Schändliche einer Handlung nicht von den Meinungen abhängt.

Seht, hier gibt der Verfasser selbst den wahren Grund von den Fehlern des Jünglings recht gut an. Streben nach dem Ruhme guter Sitten, sagt er, ist die Quelle, aus welcher der Fehler seines Charakters fließt. Diese letzten Worte sind wieder nicht richtig. Es sollte heißen: Streben nach dem Ruhme guter Sitten, d. h. nach dem Rufe, ein artiger, witziger, geistreicher Gesellschafter zu seyn, ist die Quelle, aus welcher jene unrechten Handlungen fließen.

Einige. Ach, das ist aber entsetzlich schwer, ein Buch, oder einen Aufsatz so durchzugehen, und heraus zu bringen, ob der Verfasser recht habe oder nicht.

Will. Gern glaube ich, daß euch das schwer vorkommt; ich versichere euch aber, daß es nicht schwer ist. Man lernt es nemlich nach und nach, und durch Aufmerksamkeit auf gewisse Vortheile, die es auch bei dieser Sache gibt.

Diese Vortheile euch mitzutheilen, ist eben mein Wunsch. Meine Lectionen in den künftigen Redeübungen werden euch diese Vortheile nennen. Für heute sage ich euch nur so viel noch, daß man nemlich, erstens, eine außerordentliche Uebung des Verstandes, und eine große Sicherheit im Urtheilen dadurch erhält; und, zweitens, daß man keinem verständigen Manne sagen darf, man habe Lust, ein tugendhafter, ein rechtschaffener Mann zu werden, wenn man die Arbeit scheut, seinem Verstande diese Anstrengung zu geben. Denn der verständige Mann zuckt da die Achsel, und sagt: „gut meint ihr es freilich, wenn ihr euch vornehmt, rechtschaffen und tugendhaft zu werden; aber ihr werdet es demungeachtet nicht dahin bringen, weil zur Tugend und Rechtschaffenheit auch ein geübter Verstand gehört. Ihr kommt mir vor, wie die Leute, die sich vornehmen, tüchtige Soldaten zu werden, welche aber die Mühe scheuen, exerciren, marschiren und Strapatzen ertragen zu lernen.“ Guter Wille ist noch nicht Tugend, und niemanden das Seine zu nehmen, ist noch nicht Rechtschaffenheit.

Also, lieben Kinder, ihr wollt tüchtige, tugendhafte Menschen werden? — Wohlan so übt euern Verstand.

2.

Will. Ich mache euch von heute an also mit Dingen bekannt, welche euch gleichsam als Vortheile helfen sollen, wenn ihr theils eure eigenen Gedanken, theils die Gedanken Anderer prüfen wollt, um zu sehen, ob sie wahr sind.

Ich spreche nun jetzt also: 1) Heute ist ein trüber Tag. 2) Jene Linde ist größer, als der Kirschbaum, der neben ihr steht. 3) Ich weiß nicht, ob ich heute spatzieren gehen werde.

Was ich da gesagt habe, nennt man Sätze. Ich habe drei Sätze ausgesprochen, den von dem heutigen Tage, den vom Kirschbaum und von der Linde, und den vom Spatzierengehen. Sage mir jedes von euch nun auch ein paar Sätze. (Nachdem es geschehen war.) Richtig. Wenn jemand spricht, und er hat nun ausgesprochen, und man findet, daß Sinn in dem ist, was er gesprochen hat, so sagt man: er hat einen Satz, oder mehrere Sätze ausgesprochen.

Jetzt will ich euch auch sagen, was ein Urtheil ist. Urtheil ist nemlich ein Satz, von welchem man annimmt, der Redende habe ihn

des-

deswegen ausgesprochen, weil er ihn für wahr halte.

Man kann nemlich aus Scherz, oder aus andern Absichten oft etwas sagen, was man selbst nicht für wahr hält, und wovon man auch nicht haben will, daß Andere es für wahr halten sollen. Das sind alsdann nur Sätze, Reden, Aeußerungrn, aber man nennt sie nicht Urtheile. Sobald man sagt: das ist mein Urtheil, oder meine Meinung über die Sache, sobald giebt man dem Andern ein Recht, zu glauben, daß es unsre Meinung wirklich sey, und daß wir also das wirklich für wahr halten, was wir dafür ausgeben.

Jedes Urtheil nun besteht aus drei Theilen. Ich habe nemlich, wenn ich urtheile, erstens, einen Gegenstand entweder vor mir, oder in Gedanken; zweitens, ich habe auch noch etwas anderes in Gedanken oder vor mir, als diesen Gegenstand, und, drittens, ich gebe an, wie sich dieser Gegenstand zu dem andern, das ich denke oder sehe, verhalte. Hier ist ein Beispiel. Ich sage: „dieser Tisch kostet drei Thaler.“ Dies ist ein Urtheil.

Der Gegenstand, von welchem in meinem Urtheile die Rede ist, ist der Tisch. Das andere, was ich noch im Sinne habe, ist die

Summe von drei Thalern. Nun gebe ich noch an, daß ich drei Thaler habe ausgegeben, um diesen Tisch zu erhalten. Das ist also das dritte, was in meinem Urtheile vorkommt.

Hier noch ein anderes: „Dieser Baum ist hohl.“ Der Gegenstand, von welchem gesprochen wird, ist: dieser Baum. Ich denke und sehe zugleich Hohlung; dies ist das zweite, was in meinem Urtheile vorkommt, und nun sage ich noch, drittens, daß die Hohlung eine Beschaffenheit dieses Baumes sey. Hier sind also wieder die drei Stücke.

Jetzt merkt nun folgendes: das Wort, oder die Worte, mit welchen ich, in dem Urtheile, bloß von dem Gegenstand spreche, nennt man das Subject. Das Wort, oder die Worte, in welchen ich von dem andern spreche, das in dem Urtheile vorkömmt, heißt das Prädikat. Das Wort aber, oder die Worte, in welchen ich zu erkennen gebe, wie sich Subject und Prädikat zu einander verhalten, heißen die Copula. In dem Urtheile: „allen Bäumen fehlet im Winter das Laub“, sind die Worte: alle Bäume, das Subject; das Wort: Laub ist das Prädikat, und die Worte: fehlet im Winter, heißen die Copula. In dem Urtheile: die Negern sind schwarz, ist Negern das Subject; schwarz, das Prädikat, und: sind, die Copula.

pula. (Es wurden nun Urtheile abgefordert, und man mußte angeben, was in denselben Subject, Prädikat und Copula war.)

Ferner muß ich auch noch folgendes erwähnen, ehe ich weiter gehen kann. Die Sätze und Urtheile sind von sehr verschiedener Art. Wenn ich sage: „alle Menschen sind sterblich," so mache ich da gar keine Ausnahme, ich meine wirklich alle. Dagegen kann ich auch nur von einem einzigen Menschen sprechen, wenn ich z. B. sage: dieser Mensch hat die Gelbsucht. Jene Urtheile nennt man: allgemeine, diese: einzelne. In einem allgemeinen Urtheile ist also von allen die Rede, in einem einzelnen nur von einem einzigen.

Auch darauf muß man Acht haben, ob ein Urtheil ein bejahendes oder ein verneinendes sey. Sage ich: ich habe meinen Bruder heute schon gesehen, so ist das ein bejahendes Urtheil; sage ich: ich habe ihn heute noch nicht gesehen, so ist es ein verneinendes.

Manche Urtheile sind so, daß sie nur bedingter Weise gelten. „Wenn heute helles Wetter wird, so werde ich noch spatzieren gehen." Dies ist ein bedingtes Urtheil. Der Satz aber: „ich werde heute noch spatzieren gehen," ist ein unbedingtes Urtheil.

Nun komme ich aber auf den wichtigsten Unterschied in den Urtheilen. Dieser Unterschied betrifft den Grad von Gewißheit, mit welchem man ein Urtheil fällt. — Drei Knaben sprachen davon, ihren Oheim zu besuchen. Der erste sagte: „ich fürchte, daß er nicht zu Hause ist;" der andere: „ich weiß, daß er nicht zu Hause ist;" der dritte: „es ist unmöglich, daß er zu Hause ist." (Denn er war schon gestern ins Karlsbad, 30 Meilen entfernt, gereist.)

Betrachtet diese drei Urtheile. Einer der Urtheilenden ist seiner Sache nicht gewiß, er fürchtet nur. Der andere ist seiner Sache gewiß; vermuthlich hatte ihm jemand gesagt, daß der Oheim nicht zu Hause sey. Der dritte ist seiner Sache so gewiß, daß er sagen kann, es sey unmöglich, u. s. w. denn er wußte, daß der Oheim schon seit zwei Tagen nach Karlsbad abgereist war. Die erste Art von Urtheilen nennt man zweifelhafte oder problematische; die zweite, gewisse oder assertorische; die dritte nothwendige oder apodictische.

Nun habt ihr vor der Hand genug. Jetzt wollen wir Beispiele von allen diesen Arten Urtheile geben, uns uns dabei die Namen durch öfteres Aussprechen recht geläufig machen.

3.

Will. Die Menschen haben das, was sie wissen, nicht auf einerlei Art erhalten; sondern es giebt im Grunde zweierlei Arten, auf welche man in Stand kommen kann, über etwas zu urtheilen, nemlich: die unmittelbare Erfahrung und: den Schluß.

Hierauf gebt ja recht Achtung, denn die Sache wird oft vorkommen, und ihr werdet sehen, wie wichtig sie ist.

Jetzt stehen wir alle hier in dieser Stube, wir sehen dort ein Fenster, hier einen Tisch, dort die Thüre. Das giebt drei Urtheile, nemlich: dort ist das Fenster; hier ist der Tisch; dort ist die Thüre. — Diese Urtheile haben wir aus unmittelbarer Erfahrung fällen können, denn die Sachen befinden sich so vor unsern Augen. Wir haben aber auch Arten von Urtheilen, welche keine unmittelbaren Erfahrungen sind. Erst vor ein paar Augenblicken ist ein solches unter uns vorgekommen. Es entstand draußen im Saale ein Laut, als wenn jemand gefallen wäre, und darauf ein starkes Geschrei. Wir riefen sogleich aus: Wilhelm ist gefallen, und sprangen nach der Thüre, um ihm beizustehen. War das auch ein Erfahrungsurtheil?

Einige. Allerdings.

Andere. Nein.

Will. Ich muß euch die Sache aus einander setzen. Meine Frage war mit Vorbedacht etwas unbestimmt abgefaßt; ihr hättet das merken, und nicht darauf antworten sollen; allein ihr habt euch fangen lassen, daher eure verschiedene Antwort.

Wir hörten ein Geräusch, wie von einem Falle; wir hörten auch ein Geschrei, wie das Geschrei des Wilhelm. Diese beiden Dinge waren allerdings Erfahrungen. Nun aber hieß unser Urtheil, ehe wir die Thüre noch aufmachten: „Wilhelm ist gefallen." Dieses Urtheil, unter solchen Umständen ausgesprochen, ist keine unmittelbare Erfahrung, denn wir sahen ja, als wir es fällten, den Wilhelm nicht dort liegen, wir sahen ja nicht, daß Er schrie.

Man nennt daher ein solches Urtheil ein geschlossenes oder: einen Schluß. Schließen ist also eine ganz besondere Art, wie der Mensch ebenfalls zu Urtheilen kommen kann. Ich will euch aus einander setzen, wie unser Geist eigentlich zu Werke gegangen ist, indem er zu dem Urtheile kam: „Wilhelm ist gefallen."

Wir hörten einen Schall, und hörten darauf ein Geschrei. Diese beiden Dinge sind wirk-

wirkliche unmittelbare Erfahrungen. Wir vergleichen nun diesen Schall mit denen, die wir sonst schon gehört hatten, und dachten, das ist ein Schall wie von einem Falle. Dieses ist schon kein unmittelbares Erfahrungsurtheil, sondern es ist durch Vergleichung entstanden. Wir hörten, ferner, ein Geschrei, verglichen dieses Geschrei mit andern, die wir gehört hatten, und urtheilten, es ist ein Geschrei, wie Wilhelms Geschrei. Dies ist wieder keine unmittelbare Erfahrung, sondern es ist wieder ein Urtheil durch Vergleichung entstanden. Jetzt schlossen wir aber auch, und zwar so: Wer in unserm Hause fällt und darauf so schreit, wie Wilhelm, der ist Wilhelm; nun ist man da draußen gefallen, und hat so geschrieen, wie Wilhelm; folglich ist es Wilhelm, der draußen im Saale gefallen ist und schreit. Da wir nun das Kind lieben, so sprangen wir zur Thüre und öffneten sie.

Jetzt denkt euch aber noch einmal den Augenblick, ehe wir die Thüre öffneten. Unser Urtheil: Wilhelm ist gefallen und schreit, war schon gefällt, ehe die Thüre aufgemacht wurde; ehe wir also noch Wilhelm dort liegen, und schreien sahen. Es war also kein unmittelbares Erfahrungsurtheil, sondern ein Schluß.

Jetzt öffneten wir die Thüre; jetzt sahen wir Wilhelm liegen, sahen ihn aus der Nase

bluten

bluten und sahen schreien, jetzt konnten wir also auch das wirkliche Erfahrungsurtheil fällen: Wilhelm ist gefallen und schreit.

Es ist nun ein erstaunlich wichtiger Unterschied zwischen einem unmittelbaren Erfahrungsurtheile, und einem Urtheile aus einem Schlusse. Nemlich dieser: ein unmittelbares Erfahrungsurtheil ist allemal wahr. Dagegen kann ein Urtheil aus einem Schlusse sehr oft falsch seyn.

Wenn wir nemlich nur wirklich nicht mehr sagen, als unsere Augen sehen und unsere Ohren hören, so sagen wir gewiß niemals einen Irrthum. Aber die Menschen sind gemeiniglich so unaufmerksam auf das, was ihr Geist thut, daß sie gar oft etwas gehört oder gesehen zu haben versichern, was sie doch wirklich weder gehört noch gesehen haben. So erzählt z. B. eine alberne Magd, daß auf dem Boden über ihrer Kammer alle Nächte ein großes Geräusch von einem Gespenste gemacht würde. „Sie dürfen mir das sicher glauben, sagt sie, ich höre es alle Nächte mit meinen leiblichen Ohren; es ist gewiß wahr." Die Magd täuscht sich hier selbst. Sie hört kein Gespenst, sondern sie hört ein Geräusch, einen Lärm. Nun fällt sie in ihrer Seele das Urtheil: dieser Lärm rührt von einem Gespenste her, unterscheidet aber nicht, daß

dieses

dieses Urtheil etwas ganz anders ist, als das unmittelbare Hören des Geräusches, hält also beides für einerlei, und da sie das Geräusch wirklich hört, so glaubt sie auch, daß dieses Geräusch wirklich von einem Gespenste herrühre. Darum sagte sie: Sie dürfen mirs glauben; es ist ganz gewiß wahr.

Hütet euch ja, lieben Kinder, vor dieser Verwechslung, sondern unterscheidet jedesmal das, was ihr sehet oder höret, von dem, was euer Geist durch Vergleichung oder Schlüsse dazu gesetzt hat. In dem, was man wirklich sieht oder hört, irrt man sich niemals, in dem aber, was man aus Schlüssen, aus Vergleichungen zieht, irrt man sehr leicht.

Wenn ihr mit Gewißheit sagen wollt: das, was wir jetzt hören, ist die Stimme unsers Vaters, so muß euer Vater vor euch da stehen, ihr müßt ihn sehen, ihr müßt nicht bloß eine Sprache hören, welche klingt, wie die seinige, sondern ihr müßt auch sehen, wie er seinen Mund und seine Sprachwerkzeuge bewegt.

Wenn ihr aber hier in dem Zimmer sitzt, und die Thüren sind zu, und hört die Stimme eines Sprechenden, der draußen im Saale ist; wenn diese Stimme euch vorkommt, wie die Stimme eures Vaters, und ihr urtheilt nun: „das ist

unser

unser Vater," so ist das kein unmittelbares Erfahrungsurtheil, ihr dürft es also nicht für so sicher und ausgemacht wahr halten, als man gemeiniglich thut; sondern es ist ein Schluß; und bei Schlüssen ist Irrthum möglich.

Doch müßt ihr deswegen nicht geradezu Mißtrauen in einen Schluß setzen, oder euch etwa gar vornehmen, nicht zu schließen. Ihr würdet, im ersten Fall, sehr unrecht haben, und das zweite gar nicht halten können. Denn wir müssen alle Augenblicke schließen; unser Geist ist dazu eingerichtet. Nur das ist nothwendig und unerläßlich, daß wir, wenn wir wissen wollen, ob ein Urtheil wahr sey, jederzeit fragen müssen:

1) Ist das Urtheil ein unmittelbares Erfahrungsurtheil oder nicht?

2) Findet das zweite statt, so müssen wir wissen, was ist in demselben unmittelbare Erfahrung, und was ist geschlossen?

3) Ist man, da man einen Schluß machte, auch sicher und vorsichtig genug zu Werke gegangen? Denn wenn man beim Schließen auf Irrthum geräth, so geschieht es gewöhnlich aus Uebereilung.

4.

Will. Was ich euch bisher gesagt habe, liebe Kinder, sind einzelne Dinge, die ihr merken müßt,

müßt, weil ich von ihnen Gebrauch machen werde in dem, was nun kommt. Ich mache euch jetzt auf sehr wichtige Dinge aufmerksam, nemlich darauf, was es heißt: ein verständiges Leben führen. Ihr werdet finden, daß hiebei alles darauf ankomme, daß wir die Wahrheit wissen, und daß wir uns nicht im Irrthume befinden. Zugleich aber werdet ihr auch sehen, daß es kein anderes Mittel giebt, Wahrheit zu wissen und den Irrthum zu vermeiden, als das Lernen der Kunst, seinen Geist zu gebrauchen. In dieser Kunst will ich nun jetzt anfangen, euch zu unterrichten.

Die Sache ist nicht ganz leicht, liebe Kinder, ich sage euch dies wieder vorher. Sie ist aber von außerordentlichem Nutzen für euch, theils schon jetzt, theils in eurem spätern Leben. Indessen ist doch im Grunde von eurer Seite nichts weiter erforderlich, als Aufmerksamkeit und Fragen, wenn ihr irgend etwas nicht verstanden habt.

Zuerst noch etwas über den Ausdruck: seinen Geist gebrauchen lernen. Man lernt dieses wirklich. Es giebt Leute, welche weit in dieser Geschicklichkeit gekommen sind, und Leute, welche von derselben gar nichts wissen. Die letzten heißen beschränkte Köpfe, oder auch wohl gar: dumme Menschen; die ersten heißen gescheite, aufgeklärte, verständige Personen. Zu diesen

geht

geht man, wenn man etwas wissen, wenn man guten Rath haben will; mit jenen ist nichts anzufangen.

Wollt ihr also einst gescheite, aufgeklärte, verständige Menschen werden, so müßt ihr euch irgend einmal vornehmen, dies zu lernen; denn man wird, wie gesagt, dies nicht von sich selbst. Am besten ist es nun, hiemit anzufangen so bald als möglich, denn desto eher tritt die Fertigkeit und die Vollkommenheit ein. Ihr alle seyd nunmehr zum Anfang in dieser Geschicklichkeit reif.

Nun also zur Sache. — Hier frage ich nun: Wie habt ihr euch die Kenntnisse erworben, welche ihr besitzt?

Einige. Durch Lesen.

Andere. In unsern Lehrstunden.

Andere. Durch Sehen und Hören.

Andere. Durch Probieren.

Will. Nun da giebt's ja Antworten genug. Ich will mich zuerst an die wenden, welche gesagt haben: durch Sehen und Hören. Ihr meint also, daß man theils Kenntnisse erhalten, theils seine Kenntnisse vermehren kann, wenn man seine Augen und Ohren braucht?

Antw. Allerdings.

Will. Ihr habt recht. Denn wenn wir jetzt spazieren gingen, und auf der Landstraße käme auf einmal ein Mann daher, der ein Kameel am Strick führte, so würdet ihr alle, die ihr noch kein Kameel gesehen habt, in diesem Augenblick, nur eure Augen auf dieses Thier zu richten haben, um forthin zu wissen und sagen zu können, wie ein Kameel aussieht. Das wäre also eine Kenntniß, durch den Gebrauch der Augen erlangt. — Ich wende mich nun an euch, die ihr antwortet, daß man durch Lesen in Büchern, und durch Aufmerksamkeit bei dem Unterrichte Kenntnisse erlange. Beantwortet mir doch folgende Fragen: Wer schreibt denn die Bücher?

Antw. Menschen.

Will. Wer giebt euch denn Unterricht?

Antw. Ebenfalls Menschen.

Will. Der Lehrer also und der Schriftsteller, beide geben euch Kenntnisse, welche sie selbst haben, und welche sie doch auch erlangt haben müssen. Wenn ich nun fragte: wo hat der Mann, der dieses Buch geschrieben hat, die Kenntnisse, welche er dem Leser mittheilet, her? oder: wo hat der Lehrer, der jetzt hier Unterricht giebt, seine Kenntnisse her? — Was werdet ihr mir auf diese Frage antworten?

Antw.

Antw. Wieder dasselbe. Er hat die Sachen, von denen er spricht, entweder selbst gesehen, und selbst gehört, oder — er hat es auch in Büchern gelesen, oder durch Unterricht von seinen Lehrern empfangen.

Will. Es kömmt also immer wieder dieselbe Antwort zum Vorschein. Vergeßt diesen Umstand nicht. — Euch andern, die ihr mir geantwortet habt: durch Probieren, kann ich erst späterhin etwas sagen. Ihr habt sehr gut geantwortet. Ich muß aber vorher über gewisse Dinge noch mit euch allen einig werden.

Nehmt einmal an, es habe viele Jahre lang auf der Welt nur ein einziger Mensch existirt. Dieser Mensch wird also durch Anwendung seiner Augen und Ohren viele Kenntnisse erlangt haben. Jetzt kam ein schönes Thier daher gesprungen, mit prächtiger Mähne, mit wehendem Schweife, wiehernd vor Lust, hinten ausschlagend, und galloppirend. In dem Augenblick, als er dieses Thier zum erstenmal sahe, erhielt er eine Kenntniß, die er vorher noch nicht gehabt hatte; auch gab er dem Thiere wohl einen Namen, und nannte es: das Pferd. So ging es ihm, als er den ersten Raben fliegen sah, als zum erstenmal ein Hirsch bei ihm vorbei sprang, u. s. w. Er durfte nur sehen, so vermehrten sich auch seine Kenntnisse.

Aber, was meint ihr wohl, wird dieser Mensch nichts weiter gethan haben, als die Augen angewendet, und allenfalls die Ohren gebraucht haben? Wird ihm nicht noch ein Weg offen gewesen seyn, sich Kenntnisse zu erwerben?

Alle schweigen.

Will. Wir haben so gar schon etwas hieher gehöriges besprochen, liebe Kinder. — Könnt ihr euch nicht den Fall denken, daß dieser Mann einmal des Nachts, in einer recht dunkeln Nacht, wo man schlechterdings nichts sehen konnte, aufgewacht wäre, und zu sich gesagt hätte: dort in jenem Walde sind jetzt Löwen?

Einige. O ja; wenn er sie nemlich brüllen hörte.

Will. In dem Augenblicke des Erwachens also hätte dieser Mann doch eine Kenntniß erhalten, welche er vorher nicht gehabt hatte, nemlich den Satz: in diesem Walde sind jetzt Löwen. Nicht wahr?

Alle. Allerdings.

Will. Und dennoch hätte er seine Augen nicht gebraucht; er hätte also seinen Augen diese Kenntniß nicht verdankt. Was meint ihr?

Einige. Aber doch seinen Ohren?

Will. Durch Hören, Kinder, erwirbt man keine Kenntniß von einem Thiere; das muß man

sehen.

sehen. Ein Blinder mag noch so gut hören, er wird doch niemals sagen können: ich weiß, wie ein Löwe aussieht, auch wenn er hundert von ihnen hätte brüllen hören, denn er hört ja nur, wie der Löwe brüllt. — Ich kann also doch sagen: der Mann hätte eine Kenntniß erlangt, ohne seine Augen zu gebrauchen?

Alle. Allerdings.

Will. Es war ja eine geschlossene Kenntniß, wie ihr eigentlich schon wissen könntet. Der Mann schloß so: Weil es aus diesem Walde heraus schallt, als wenn Löwen brüllten, so werden Löwen in diesem Walde seyn. Er schloß aus dem Schalle auf das Daseyn der Thiere, welche diesen Schall hervorbringen.

Dies ist nun ein zweiter Weg, zu Kenntnissen zu gelangen, nemlich durch Schließen oder durch Schlüsse. Man kann nemlich aus dem, was man sieht oder hört, auf etwas schließen, was man, wenigstens jetzt gerade, nicht sieht oder hört.

In diesen beiden Fällen macht der Satz: Es sind Löwen da, die Kenntniß aus, welche der Mann hatte. Sahe er die Löwen mit seinen Augen, so hatte er eine unmittelbare Kenntniß, schloß er aber aus dem Brüllen, welches er hörte, daß Löwen da wären, so hatte er eine mittelbare Kenntniß.

Hier habt ihr nun die eigentliche Antwort auf die Frage, welche ich vorhin that. Wie habt ihr die Kenntnisse, welche ihr besitzt, erworben? Ihr hättet nemlich antworten sollen: entweder durch unsere Sinnwerkzeuge, oder durch Schlüsse. Da aber bei den durch Sinnwerkzeuge erworbenen Kenntnissen nicht bloß diese Werkzeuge thätig sind, sondern auch eine Geisteskraft des Menschen, welche man Verstand nennt, und bei dem Schließen eine Geisteskraft gebraucht wird, welche Vernunft heißt, so will ich künftig die Kenntnisse, welche, dem Anschein nach, bloß durch Sinnwerkzeuge erhalten werden, Verstandeskenntnisse, und die geschlossenen Kenntnisse Vernunftkenntnisse nennen. Verstandeskenntnisse und unmittelbare Kenntnisse sind einerlei, und Vernunftkenntnisse und mittelbare Kenntnisse sind auch einerlei.

Jetzt will ich euch nun üben in Erlernung des Unterschiedes zwischen diesen beiden Arten von Kenntnissen. (Nachdem nun dies geschehen war, so wurde zur Belohnung folgende Geschichte erzählt.)

Ein König in dem alten Syrakus hatte bei einem Goldschmidt eine kostbare goldene Krone verfertigen lassen, hatte aber dem Goldschmidt bei schwerer Strafe verboten, etwas anderes dazu zu nehmen, als Gold. Die Krone gefiel dem Könige; allein ihm kam der Verdacht ein, daß der

Goldschmidt nicht bloßes Gold genommen, sondern noch ein anderes Metall mit eingeschmolzen hätte. Er wußte nun nicht, wie er dahinter kommen sollte, ohne die Krone einschmelzen zu lassen; denn die Krone gefiel ihm. Er wandte sich daher zu dem Archimedes, einem berühmten Physiker und Mathematiker in Syrakus, und fragte diesen, ob er nicht ein Mittel wisse, wie man, ohne die Krone einzuschmelzen, wissen könne, ob der Goldschmidt Wort gehalten habe, oder nicht. Archimedes wußte keines; er versprach aber, nachzudenken, um eines zu finden. Lange dachte er vergebens. Einst aber, da er in die Badwanne stieg, und das Wasser, durch die Schwere seines Körpers gedrückt, auf beiden Seiten über die Wanne herunter floß, so entdeckte er dies Mittel plötzlich. Voll Freuden sprang er aus der Wanne heraus, lief im Zimmer herum und schrie: ich hab's, ich hab's, und eilte sogleich auf seine Studierstube, um die Anwendung von seiner Entdeckung zu machen.

Einige. Wir verstehen das nicht, lieber Vater; wie hing denn die Sache zusammen?

Will. Das will ich euch nun aus einander setzen. Vorher aber mache ich euch auf das aufmerksam, weswegen ich euch die Geschichte erzählt habe.

Nicht wahr, der kürzte Weg, dahinter zu kommen, ob das zur Krone genommene Gold rein

und

und unvermischt war, oder nicht, wäre gewesen, die Krone einzuschmelzen, und alsdann die Art von Scheidewasser darüber zu gießen, welche das Gold von andern Metallen absondert. Hätte sich nun dabei ein anderes Metall gezeigt, so hätte man das gesehen, und man hätte eine Verstandes- oder unmittelbare Kenntniß gehabt, und hätte also, belehrt durch den Anblick, entweder gesagt: die Krone hat aus reinem Golde bestanden, oder: es war zu dieser Krone auch anderes Metall gekommen.

Dieses leichte Mittel wollte nun aber der König nicht anwenden, weil ihm die Krone so gefiel, daß er meinte, es wäre schade, sie zu zerlegen. Da er sich nun mit seiner Frage an den Archimedes wandte, so war es gerade so viel, als ob er zu diesem gesagt hätte: lieber Archimedes, kann man denn nicht durch Schlüsse heraus bringen, ob zu dieser Krone auch noch anderes Metall gekommen ist, als Gold? Die Antwort des Archimedes, auf diese Art abgefaßt, hieß: König, wer Schlüsse machen will, muß sich dabei auf einen allgemeinen Satz, oder auf einige solche Sätze stützen. Nur weiß ich noch keinen allgemeinen Satz, auf welchen ich mich stützen könnte, wenn ich deine Frage beantworten wollte; also kann ich deine Frage auch noch nicht durch Schlüsse beantworten. Ich will mir aber Mühe geben, einen solchen allgemeinen Satz zu finden.

Archimedes suchte nun lange vergebens. Endlich fand er ihn, da er in die Wanne stieg, auf folgende Art.

Das Gewicht seines Körpers trieb Wasser aus der Wanne. Er sagte nun zu sich selbst: Wenn diese Wanne ganz voll Wasser wäre, und du mäßest das Wasser, welches heute durch deinen Körper herausgetrieben wird, so würde es wohl eben so viel seyn, als das Wasser, welches dein Körper gestern herausgetrieben hat; denn dein Körper wird heute wohl eben so schwer seyn, als gestern. Wie aber, wenn dein Körper gestern, zwar eben so groß und so dick, als heute, aber schwerer gewesen wäre, wie würde es da gewesen seyn? Wie wenn dein Körper gestern von Blei, vorgestern von Zinn gewesen wäre, würde er da gestern, würde er vorgestern eben so viel Wasser aus der Wanne getrieben haben, als heute? Oder wenn dein Körper morgen von Lindenholz, übermorgen gar von Korkholz wäre, würde er da noch so viel Wasser heraustreiben, als heute?

Dies werde, so schien es ihm, nicht erfolgen; sondern ihm war es, als würde von zwei Körpern von gleicher Größe, deren einer aber von Blei, der andere von Lindenholz wäre, jener, als der schwerere, mehr Wasser aus dem Gefäße treiben, als dieser, der leichtere. Das war Ein

Satz.

Satz. Der zweite hieß nun so: Man messe mit Sorgfalt das Wasser, welches jeder von diesen Körpern aus dem Gefäße treibt. Die Menge des herausgetriebenen Wassers muß verschieden seyn, und man wird von der geringen oder großen Menge dieses Wassers auf die Leichtheit oder Schwere des Körpers, der es heraustrieb, schließen können.

Jetzt wurde nun die Anwendung auf die Krone gemacht. Es mußte untersucht werden, wie viel z. B. ein Viertelpfund Gold Wasser aus einem Gefäße voll Wasser trieb. Nun wurde die Krone gewogen; daraus wurde bestimmt, wie viel Wasser sie aus dem Gefäße drängen müsse, wenn sie von bloßem Gold wäre. Dann wurde die Krone wirklich ins Wasser gelassen. Trieb sie mehr Wasser heraus, als man gerechnet hatte, so mußte ein Metall beigemischt seyn, welches schwerer war, als Gold; trieb sie weniger heraus, so mußte ein Metall beigemischt seyn, welches leichter war, als Gold; trieb sie aber gerade so viel Wasser heraus, als man durch Rechnung gefunden hatte, so bestand sie bloß aus Gold.

Seht, Kinder, alle diese Sätze überdachte nun Archimedes in der Geschwindigkeit, darum gerieth er so in Freude. Es kam nur darauf an, ob der Satz, den er jetzt nur noch vermuthete, nemlich

lich der Satz: ein leichter Körper, in sein Gefäß mit Wasser gethan, treibt weniger Wasser aus demselben, als ein schwerer Körper — ob dieser Satz wahr sey.

Nun ging es also gleich auf die Studierstube, oder in die Werkstatt, oder ins Laboratorium. Geschwind wurden Würfel von gleicher Größe, aber aus verschiedenem Materiale verfertiget. Einer aus reinem Gold, ein anderer aus reinem Silber, ein dritter aus reinem Zinn, ein vierter aus Blei, aus Kupfer, aus Eichenholz, aus Lindenholz, aus Korkholz u. s. w. Nun wurden die Proben gemacht, und siehe, es fand sich, wie Archimedes vermuthet hatte.

Jetzt hatte Archimedes, was er suchte, nemlich einen allgemeinen Satz, auf welchen er Schlüsse bauen konnte, wie er sie zur Beantwortung der Frage des Königes brauchte. Der Satz hieß nemlich: Man kann allemal aus der Menge des Wassers, welches ein Körper, dessen Gewicht uns bekannt ist, aus dem Gefäße treibt, schließen, aus was für Masse jener Körper besteht, ob er z. B. aus Gold, Silber, Kupfer, Eichenholz u. d. gl. ist. Nun ging Archimedes zu dem König, und ließ die Krone wiegen. Nachdem das Gewicht derselben angegeben war, sagte er, wieviel sie Wasser aus einem Gefäße treiben müßte, wenn sie von reinem Golde wäre. Man that die

Krone

Krone in das Gefäß, und es fand sich, daß sie nicht so viel heraustrieb, als Archimedes gefordert hatte. Dieser schloß daraus mit Recht, daß man ein anderes, und zwar ein leichteres Metall unter das Gold gemischt habe. — Der Künstler wurde also vorgefordert und gestraft.

Einige. Sehen Sie, Archimedes war auch durch Probieren zu seiner neuen Kenntniß gekommen?

Will. Es ist mir sehr lieb, daß ihr auf diesen Umstand geachtet habt. Ich habe auch niemals geläugnet, daß man durch Probieren zu Kenntnissen kommen könne; ich empfehle euch, im Gegentheil, diesen Weg. Ich sprach nur deswegen vorhin nicht weiter davon, weil ich euch bloß auf den Unterschied unter den Kenntnissen aufmerksam machen wollte, inwiefern sie nemlich entweder Verstandeskenntnisse oder Vernunftkenntnisse sind. Da sind nun die Kenntnisse, zu welchen man durch Probieren gelangt, allemal Vernunftkenntnisse; denn es kömmt bei ihnen nicht auf das an, was man dabei mit den Sinnen wahrnimmt, sondern darauf, daß das, was man wahrnimmt, aus einem allgemeinen Satze gefolgert wird.

5.

Will. Den Unterschied zwischen unmittelbaren Erkenntnissen und mittelbaren müßt ihr nun immer vor Augen haben, lieben Kinder. Sagt euch jemand etwas, so fragt euch nur gleich: woher weiß er es: weiß er es mittelbar oder unmittelbar?

Sagt euch z. B. jemand, er habe einmal in einem Hause übernachtet, in welchem es Gespenster gegeben habe, so fragt ihn nur gleich: haben Sie diese Gespenster gesehen oder nicht? Sagt er, er habe sie nicht gesehen, so wißt ihr sogleich daß seine Kenntniß keine unmittelbare war, sondern eine geschlossene. Er hatte geschlossen, und hatte sich bei diesem Schließen noch dazu übereilt. Er hatte nemlich ein Geräusch, ein Toben, Werfen u. dgl. gehört. Nun hatte er geschlossen, dieses Geräusch u. s. w. müsse von Gespenstern herrühren, hatte aber die Untersuchungen nicht angestellt, welche ihn zu einem solchen Schluß berechtigen konnten. Denn wer kann denn in einem fremden Hause, in der Nacht, so viele und so genaue Untersuchungen anstellen, daß er berechtiget wäre, zu sagen: dieses Geräusch kann von nichts weiter verursacht worden seyn, als von Gespenstern?

Sagt aber der Erzählende, er habe das Gespenst auch gesehen: so müßt ihr in diesem

Falle

Falle nun weiter fragen, ob er es auch mit der Hand befühlt, auch angegriffen habe. Hat er dies nicht, so ist seine Kenntniß doch auch nur eine geschlossene, ob er gleich die Augen dazu gebraucht hat. Denn er sah etwas; er kannte es nicht; es kam ihm als etwas ungewöhnliches vor, und er sagte zu sich: es ist ein Gespenst. Da ein Gespenst ein Ding seyn soll, welches sich bewegt, welches vielleicht spricht, welches vielleicht so gar Ohrfeigen austheilt, so muß man es auch anfühlen, auch angreifen können; und da in der Nacht der Gebrauch der Augen so unsicher ist, so muß man, wenn man da etwas genau untersuchen will, auch seine Hände zu Hülfe nehmen, und muß greifen und fühlen. Will man dies nicht thun, so muß man alsdann auch nicht sagen: ich habe ein Gespenst gesehen, sondern: ich habe etwas sonderbares gesehen; da ich es aber nicht gehörig untersuchen konnte, so weiß ich auch nicht, was es war.

Sagt der Mann euch aber gar: ich habe es nicht nur gesehen, sondern auch befühlen wollen, es aber wirklich nicht gefühlt; denn obgleich meine Hände da waren, wo das Ding stand, so konnte ich doch nichts fühlen; ich griff zwar nach seinen Händen, ich konnte sie aber doch nicht ergreifen: so ist dieser Mann entweder getäuscht worden durch ein Bild aus einer Zauber-

laterne,

laterne, oder auf irgend eine andere Art, oder es hat ihm so lebhaft getraumt, oder er erzählt euch wissentlich eine Unwahrheit. Denn niemanden kommen wirkliche Dinge vor, d. h. Dinge, die nicht bloß Schatten oder Bilder wären, welche nicht auch fühlbar wären; zumal wenn diese Dinge sprechen, seufzen oder gar zuschlagen sollen.

Nun noch ein einziges Beispiel. Ich lernte unlängst eine Familie kennen, in welcher die Kinder alle über den Vater klagten, daß er ein so harter Mann wäre.

Meine eigenen Beobachtungen aber sagten mir, daß der Vater gar kein harter Mann, sondern, im Gegentheil, ein sehr fühlender, zärtlicher, empfindlicher Mann war, den man durch vernünftige Vorstellungen bringen konnte, zu was man wollte. Ich fragte mich nun: wie geht es doch zu, daß die Kinder über die Eigenschaften ihres Vaters so im Irrthum sind? Ich fand, als ich untersuchte, die Sache so: Der Vater war ein paar Jahre lang verreist gewesen. Während der Zeit waren die Kinder in die Hände unverständiger Menschen gekommen, und waren wild, und so gar ungezogen worden. Jetzt kam der Vater nach Hause, und fand seine Kinder so, wie ich sie auch gefunden habe. Er glaubte nun, das an seinen Kindern versäumte und

ver-

verdorbene wieder gut machen zu müssen, und mußte natürlicherweise den Kindern vieles abschlagen, vieles untersagen, mußte strafen u. dgl.

Ich sagte dies den Kindern. Ich sagte ihnen, daß ihr Vater gar kein harter Mann, sondern vielmehr ein recht weicher, zärtlicher, sanfter Mann wäre. Das glaubten sie mir nicht, sondern sie meinten, ich würde schon sehen, daß sie recht hätten. Wenn nun etwas dergleichen, wie ich euch schon gesagt habe, zwischen Vater und Kindern vorfiel, so sagten diese auch wirklich zu mir: da sehen Sie nur; ist das nicht recht hart? Wir wollten mit des Nachbars Kindern spatzieren gehen, und zu ihrem großen Teiche, um uns da auf dem Kahn zu fahren, und der Vater läßt es uns nicht zu?

Seht; diese Kinder irrten auf zweierlei Art. Erstlich, sie schlossen, und wußten nicht, daß sie schlossen. Ob jemand hart ist oder nicht, das kann man nicht sehen, sondern das schließt man nur. Hart ist nemlich jemand, wenn er den Grundsatz hat, sich nicht darum zu bekümmern, ob das, was er thut, den Menschen wehe thue oder nicht. Einen solchen Grundsatz kann man nicht sehen, denn er ist etwas Inneres, sondern man schließt nur aus dem, was der Mann thut, daß er diesen Grundsatz habe.

Zweitens,

Zweitens, so schlossen diese Kinder auch falsch, weil sie sich nicht Zeit nahmen, die Sache gehörig zu untersuchen. Ihr allgemeiner Satz hieß: „Wer so handelt, daß es uns wehe thut, der ist ein harter Mann.“ Dieser Satz ist falsch. Da diese Kinder durch ihre Ungezogenheit den Vater zwangen, ihnen wehe zu thun, so wäre er unverständig und gewissenlos gewesen, wenn er ihnen nicht wehe gethan hätte. Ob er ihnen nun wehe that, und dieses zugleich mitfühlte, oder ob er es nicht mitfühlte, und sich auch gar nicht darum bekümmerte, wie andere das, was er thut, empfinden, das konnten die Kinder daraus, daß er ihnen wehe that, nicht schließen.

Merkt euch, Kinder, für euer ganzes Leben, bei dieser Gelegenheit einen wichtigen Satz: daß nemlich unsere Urtheile über Menschen und ihren Charakter jederzeit geschlossene Urtheile, und keine unmittelbaren Kenntnisse sind, und daß man, wenn man über einen Menschen richtig urtheilen will, sich an seine Aeußerungen, an seine Lebensart, an sein Benehmen, an seine Handlungen und an seine Wünsche halten muß, wenn man ihn beurtheilen will. Von allen diesen Dingen muß man genau unterrichtet seyn, wenn man sagen will: der Mann ist hart oder nicht hart; grausam oder nicht; großmüthig oder nicht.

Von nun an also mache euer Geist beständig Jagd auf das, was ihr wißt, hört oder leset. Fragt euch beständig, ist dieser Satz eine Verstandeskenntniß, d. h. ist er unmittelbar gewiß, oder ist er eine Vernunftkenntniß, d. h. ist er ein geschlossener Satz. Zwar müßt ihr beides nicht darum sogleich für wahr annehmen, weil es euch als wahr vorkommt, und auch die unmittelbaren Sätze müssen von euch geprüft werden; aber vorzüglich müßt ihr eure Aufmerksamkeit auf die geschlossenen Sätze richten; denn da trifft sich's gewöhnlich, daß von zehn Schlüssen neune aus Uebereilung im Schließen falsch sind. Richtig schließen ist eine Kunst, die man erlernen muß.

6.

Will. Nun komme ich eigentlich zu den Antworten, lieben Kinder, welche ihr mir neulich gabt, als ich fragte: wo habt ihr eure Kenntnisse her? Ich erwartete, daß ihr mir antworten solltet: wir haben sie entweder durch Anwendung der Sinne und des Verstandes, oder durch Anwendung der Vernunft. Ihr dachtet bei meiner Frage aber an etwas anders, und antwortetet daher theils: durch Unterricht, theils: durch Lesen, theils: durch Probieren. Ihr werdet manches lernen, wenn ich eure Antworten jetzt durchgehe; und das will ich.

Alles,

Alles, was von Kenntnissen unter Menschen vorhanden ist, ist entweder unmittelbare, d. h. Verstandeskenntniß, oder mittelbare, d. h. Vernunftkenntniß. Nun können aber beide Arten entweder selbsterworben, oder mitgetheilt seyn. Dies ist wieder ein ganz eigener Umstand.

Ich weiß noch, Adolf, was Du für eine Freude hattest, als Du vor einigen Monaten einmal ein Bild illuminirtest, aus Versehen den Pinsel, in welchem blaue Farbe war, nicht auswischtest, und ihn ergriffst, um gelbe Farbe damit zu nehmen. Du wundertest dich, daß vor deinen Augen eine grüne Farbe entstand, und kamst vor Freude mit der Muschel zu mir gelaufen.

Damals erhieltst Du eine neue Kenntniß, nemlich den Satz: blau und gelb wird in der Vermischung grün. Dieser Satz war bei dir selbsterworben. Gesetzt aber, du hättest, ehe dir dieses begegnete, in einem Buche, dessen Verfasser ein glaubwürdiger Mann ist, gelesen: blau und gelb wird in der Vermischung grün, hättest diesen Satz geglaubt, und behalten: so wäre, in diesem Falle, deine Erkenntniß eine mitgetheilte gewesen. Und eben so wäre es auch eine mitgetheilte gewesen, wenn ein Lehrer dir in der Lehrstunde gesagt hätte; blau

und

und gelb mit einander vermischt giebt die grüne Farbe.

Dies wäre also ein Beispiel von einer unmittelbaren Kenntniß, die, in dem einen Fall, eine selbsterworbene, in dem andern, eine mitgetheilte heißen mußte. Jetzt nun auch ein Beispiel von einer mittelbaren oder Vernunftkenntniß.

Ihr wißt, daß alle Sachverständige annehmen, die Erde drehe sich täglich einmal um sich selbst herum, nicht aber, die Sonne bewege sich täglich rund um die Erde, wie es zu geschehen scheinet. Diesen Satz weiß niemand aus unmittelbarer Anschauung, denn wenn man dies sehen wollte, so müßte man sich an einem Orte außerhalb der Erde, etwa auf dem Monde befinden, und entweder recht scharfe Augen, oder recht gute Fernrohre haben. Weil nun von uns Menschen niemand sich von der Erde entfernen kann, so ist der Satz, daß die Erde sich binnen vier und zwanzig Stunden einmal herum dreht, nur ein geschlossener Satz. Es fragt sich nun, aus welchen allgemeinen Sätzen schließt man ihn? wer ist im Stande, jenen Satz aus diesen allgemeinen Sätzen abzuleiten? wer hat ihn zuerst daraus abgeleitet? bei wem ist der Satz also eine selbsterworbene, und bei wem ist er eine mitgetheilte Erkenntniß?

Der

Der allgemeine Satz, aus welchem man den Satz: die Sonne geht nicht täglich um die Erde herum, sondern die Erde dreht sich täglich einmal um sich selbst, herleitet, heißt so: Es ist unmöglich, daß ein großer Weltkörper um einen kleinen herum laufe. Da man nun gewiß weiß, daß die Erde in Vergleichung mit der Sonne ein sehr kleiner Körper ist, so ist es auch unmöglich, daß die Sonne sich um die Erde bewege. Da wir Erdebewohner aber die Sonne täglich an sehr verschiedenen Orten stehen sehen, so muß doch eine Bewegung vor sich gehen. Dies kann nun keine andere seyn, als die, daß die Erde täglich sich um sich selbst dreht.

Diese Sätze stellte, vor etwa 120 Jahren, ein berühmter Mathematiker und Physiker in England, Newton, zuerst auf. Bei ihm war es also selbsterworbene Kenntniß; bei denen, welche sie annehmen, ist es mitgetheilte.

Was nun den Unterschied zwischen der selbsterworbenen und mitgetheilten betrifft, so ist er gering in Ansehung des Nutzens, welchen man von den Kenntnissen haben will, aber groß in Ansehung der Kenntnisse selbst, und in Rücksicht auf die Seelenkräfte. Jede Wahrheit nemlich ist nützlich, d. h. wenn man handelt, und weiß, wie sich die Dinge verhalten, so weiß man auch, wie man sie zu behandeln hat, und man

kommt gut zu rechte. Irrt man aber, d. h. sind die Dinge anders, als man denkt, so wird man wenig ausrichten. In Ansehung dieses Nutzens also ist es einerlei, ob ich eine gewisse Kenntniß selbst erworben habe, oder ob sie mir mitgetheilt worden ist; wenn sie nur wahr ist. In Ansehung der Kenntniß selbst aber ist der Unterschied folgender: Wer eine Kenntniß selbst erworben hat, der ist viel lebendiger davon überzeugt, als derjenige, dem sie nur mitgetheilt worden ist; er kann die Zweifel, die Andere ihm darüber machen, besser auflösen; er kann mehr mit derselben anfangen u. dgl. mehr. Aber das schönste bei den selbsterworbenen Kenntnissen ist der Umstand, daß der Geist so geübt wurde, indem man sie erwarb. Denn etwas selbst zu finden, strengt sehr an, aber eben diese Anstrengung ist so vortheilhaft für die Seelenkräfte.

Aus diesem Grunde, lieben Kinder, halte ich euch an, auf alles so Acht zu haben, so vielerlei mit euern Händen zu machen, zu probieren u. dgl. Das führt alles zum Selbsterwerben der Kenntnisse.

Dann ist aber auch noch ein großer Vortheil, welchen die selbsterworbenen Kenntnisse haben, daß man nemlich, wenn man selbst viel von Kenntnissen erworben hat, Andere viel besser ver-

steht, und viel besser zu schätzen weiß, was Andere erworben haben, und mittheilen.

Demungeachtet aber muß man auch das Annehmen der mitgetheilten Kenntnisse nicht versäumen, und es ist nöthig, aufmerksam zu lesen, und aufmerksam in dem Unterrichte zu seyn. Es ist bei den mitgetheilten Kenntnissen der Vortheil, daß man in wenig Zeit viel erhält. Wahrheiten, zu deren Entdeckung Newton Jahre lang gebraucht hat, können in ein paar Stunden mitgetheilt und angenommen werden. Bedenkt einmal, was für Zeit dazu gehört, nach Indien zu reisen, die Elefanten dort in ihrer Wildniß aufzusuchen, und zuzusehen, wie sie von den Einwohnern jener Gegenden gefangen werden. Das alles könnt ihr in einer Viertelstunde wissen, wenn ihr eine Reisebeschreibung lest, in welcher diese Dinge erzählt werden. — Das beste also wird seyn, Kenntnisse sowohl selbst zu erwerben, als auch sich mittheilen zu lassen. Wer sich nur mit den mitgetheilten behelfen will, wird ein Vielwisser werden, kann dabei aber ein Schwachkopf bleiben, denn das Wissen allein hilft dem Geiste nicht. Wer, dagegen, nichts weiter wüßte, als was er selbst erworben hat, der würde weniger wissen, als in unserm Zeitalter ein gebildeter Mensch braucht; er würde manchen Irrthum begehen aus Unwissenheit, und würde zu manchem

chem ein Jahr brauchen, was er in ein paar Stunden lernen und wissen kann.

Und nun komme ich auf das zurück, was ich anfangs erinnerte, als ich von diesen Dingen sprach, nemlich, man müsse lernen seine Geisteskräfte gebrauchen. Ich kann euch nun bestimmter angeben, was ich damit habe sagen wollen.

Wir können unsre Seelenkräfte ansehen beinahe wie unsre körperlichen Sinnwerkzeuge. Sie sind thätig, ohne daß wir etwas dazu beitragen. Wir sehen, wir hören, wir bemerken, wir erwerben uns also unmittelbare Kenntnisse, fast ohne daß wir es gewahr werden, und ohne daß wir unserm Geiste dazu eine Richtung zu geben uns bewußt sind. Eben so schließen wir auch, und erwerben uns mittelbare Kenntnisse. Wir schließen so schnell, daß wir es oft gar nicht gewahr werden. Ich schreibe jetzt, und habe meine Gedanken also jetzt auf das, was ich schreibe, gerichtet. Indem höre ich vor der Thüre jemand sprechen, und denke: es ist der und der. Vor dem Fenster ist ein Geräusch, ich sage zu mir: es ist kein Leiterwagen, sondern eine Kutsche; der Kutscher fährt nicht Schritt, sondern Trab.

Seht, alles dies sind Schlüsse; denn ich sehe das ja nicht, sondern ich schließe es nur aus dem, was ich höre.

Die Kunst besteht nun darin, daß man erstens in der Geschicklichkeit, aufmerksam zu seyn, Meister wird. Sobald man sich vornimmt, auf diese Sache Acht zu haben, und auf nichts weiter, so muß man das auch können. Man kann es aber nicht von selbst, sondern man lernt es durch Uebung, und diese Uebung muß man absichtlich anstellen, und dabei immer an sich denken.

Zweitens, so muß man auch schließen lernen. Ich verstehe darunter die Geschicklichkeit, die allgemeinen Sätze sogleich angeben zu können, aus denen man beim Schließen etwas folgert, und dann auch anzugeben, wie man aus denselben folgert. Man muß den Schluß, welchen die Seele macht, ordentlich aus einander legen können, und wieder zusammensetzen, wie der Uhrmacher eine Uhr. Wer das recht kann, den nennt man scharfsinnig. Es sagt z. B. jedermann: alle Menschen müssen sterben; und nun frage ich euch, die ihr das auch sagt: woher wißt ihr es? Welches sind die allgemeinen Sätze, auf welche ihr diesen Satz: alle Menschen müssen sterben, gründet? Ich könnte wohl einen ansehnlichen Preis

auf

auf die Auseinandersetzung dieser Ueberzeugung setzen, und es würde ihn keines von euch verdienen. Ich gestehe euch, daß ich dies selbst nicht kann. Es ist dies einer von den Sätzen, die man sich mittheilen läßt, und in welche man desto weniger Zweifel setzt, weil einer von unsern Bekannten nach dem andern dahin stirbt, und weil bis jetzt die Alten immer den Jungen Platz gemacht haben. Allein dieser Umstand ist kein Beweis. Denn was bis jetzt geschehen ist, das braucht deswegen nicht auch in Zukunft zu geschehen; und wenn es nicht scharfsinnige und kenntnißreiche Männer gäbe, welche im Stand sind, die allgemeinen Sätze anzugeben, aus welchen der Satz von der nothwendigen Sterblichkeit aller Menschen folgt, so wäre es wirklich eine Schande, diesen Satz als eine nothwendige Wahrheit anzusehen und nachzusprechen.

Die Anführung der allgemeinen Sätze, aus welchen ein gewisser Satz folgt, nennt man nun auch das Beweisen. Nehmt einmal an, es sage jemand: 23 und 24 ist 47. Ihr wolltet das nicht sogleich glauben, und dieser sagte hierauf also: 24 und 24 sind 48, nun ist 23 und 24 Eins weniger, als 24 und 24; folglich ist 23 und 24 = 47; so wäre das ein Beweis. Der Schluß, welcher gemacht worden ist, ist nemlich folgender: Wenn zwei Größen, deren

Eine

Eine um 1 Stück geringer ist, als die andere, zusammengenommen werden, so muß das daraus entstehende Ganze um 1 Stück kleiner seyn, als wenn es aus zwei Größen zusammengesetzt worden wäre, bei denen dieses 1 Stück nicht gefehlt hätte. Nun ist dies bei Zusammensetzung der Größe 23 mit der Größe 24 der Fall; folglich muß die aus dieser Zusammensetzung entstehende Größe um 1 Stück kleiner seyn, als wenn sie aus Zusammensetzung von zwei 24 entstanden wäre. — Da nun aus der Zusammensetzung der 24 mit einer andern 24, 48 entstanden wäre, 47 aber Eins weniger ist als 48, so muß durch die Zusammensetzung der 23 mit der 24 die Zahlengröße 47 entstanden seyn.

Es ist nun eine Hauptsache im menschlichen Leben, lieben Kinder, daß man im Stande sey, das, was man behauptet, nöthigenfalls in solche einzelne Schlüsse zu bringen. Wer das nicht kann, der kann zwar recht haben in seinen Behauptungen, allein er kann sie nicht vertheidigen, wenn jemand ihm widerspricht, denn er weiß ja nicht, worauf er sich stützt. Und, sollte er unrecht haben, so kann er nicht eher wissen, wo der Irrthum eigentlich stecke, bis er seine Behauptung in einzelne Schlüsse zerlegen kann. Dann sieht er dies erst. Gerade so, wie man erst bei Auseinanderlegung einer Uhr recht sieht, warum sie unrichtig gegangen ist.

Die

De Menschen, sie mögen seyn, wer sie wollen, machen beständig Schlüsse, ob sie gleich dieselben nicht so ordentlich abfassen und aussprecher. Wenn ein Knabe zu dem andern sagt: „Du bist ein rechter Thor, daß du dir durch „deine Unordnung so viel Verweise und Strafe „zuziehst;" so ist das ein Schluß. Als Schluß abgefaßt, würde er so lauten: Der ist ein Thor, wecher sich durch Dinge, die er abändern kann, und sogar abändern sollte, Verweise und Strafen zuzieht; nun thut jener Knabe dies durch seine Anordnung; folglich ist jener Knabe ein Thor.

7.

Will. Heute, lieben Kinder, mache ich euch wieder auf ein Stück aufmerksam, welches zum verständgen Leben des Menschen gehört; es ist nemlch die Eintheilung dessen, was man kenn oder weiß.

Der Mensch lernt sein Leben lang außerordentlich viele und vielerlei Dinge kennen. Macht er nun keine Eintheilung darüber in seinem Kopfe, so lernt er diese Dinge theils nicht so genau kennen, theils verwechselt er manches mit einander, und theils entsteht eine solche Verwirrung und Unordnung in seinem Kopfe, daß er dadurch in der That weniger brauchbar wird, als es ausserdem der Fall seyn würde. — Es ist damit

gerade

gerade so, wie mit den Dingen, die wir zu unserm Gebrauch besitzen. Hat jemand einen Schrank mit Fächern, thut er in Eines der Fächer das, was er zum Schreiben, in ein anderes, das, was er zum Zeichnen, in ein drittes das, was er zum Pappschneiden braucht, in ein viertes wieder etwas anders u. s. f., so wird er seine Sachen gleich zu finden wissen, so bald er sie braucht.

Ein solches Fachwerk muß man sich nun auch in Ansehung der Dinge machen, die man in den Kopf nimmt, und mit denen man seinen Kopf beschäftiget. Ich will, ehe ich noch irgend etwas mehr über die Sache sage, euch zuerst ein vollständiges Beispiel hievon geben.

Es giebt sehr viele Thiere. Man wünscht nicht nur diejenigen kennen zu lernen, die bei uns leben, sondern man wünscht auch von denen etwas zu wissen, welche sich in entfernten Ländern aufhalten. Man wünscht also Beschreibungen von ihnen zu erhalten.

Da diese Beschreibungen genau seyn müssen, so müßten sie eigentlich immer so anfangen: Der Löwe ist ein Thier mit vier Beinen, ohne Flügel, ohne Floßfedern, mit starken und scharfen Zähnen, mit einem Maule, nicht mit einem Schnabel u. s. w. Beschriebe man den Tieger,

so

so müßte man alles dies ebenfalls wieder anführen, beim Wolfe ebenfalls u. dgl. Das alles aber kann man überhoben seyn, wenn man Eintheilungen macht. Da heißt es alsdann ungefähr so: Ich theile die Thiere ein in Vögel und vierfüßige Thiere. Alle Vögel haben Schnäbel und Flügel zum fliegen; aber kein vierfüßiges Thier hat einen Schnabel und Flügel, sondern diese haben ein Maul, vier Beine u. dgl. Alsdann darf ich also nur sagen: Vogel, so verstehe ich schon ein Thier mit Schnabel, Flügeln, zwei Beinen u. dgl. darunter; oder ich darf sagen: vierfüßiges Thier, so verstehe ich schon ein Thier ohne Schnabel, mit einem Maule, u. s. w. darunter. Kurz, sobald ich unter verschiedenen Dingen eine Eintheilung gemacht habe, so habe ich mir's erleichtert, nicht zu irren, weil ich dann gleich weiß, daß ich das, was von den Dingen dieses Faches gilt, nicht von denen, die in ein anderes Fach gehören, sagen darf.

Es ist aber eine Kunst, gute und brauchbare Eintheilungen zu machen, man muß diese Kunst lernen, und es giebt Punkte dabei, auf welche man sehr aufmerksam seyn muß. Ich werde euch darauf aufmerksam machen, indem wir jetzt eine Eintheilung mit einander vornehmen wollen. Es soll eine Eintheilung der Thiere seyn.

Zu-

Zuerst nemlich muß man etwas haben, welches man den Theilungspunkt, oder den Eintheilungspunkt nennt. Dies muß ein Umstand seyn, der sich bei allen Thieren findet. Ich schlage dazu vor: den Ort, wo die Thiere anzutreffen seyn werden. Man wird die Thiere nemlich entweder im Wasser, oder auf dem Lande antreffen. Nicht wahr?

Alle. Allerdings.

Will. Unser Eintheilungspunkt wäre also jetzt, wie gesagt, der Ort, wo man die Thiere antrifft. Ein Thier nun, welches man im Wasser antrifft, sollte ein Wasserthier, ein Thier, welches man auf dem Lande antrifft, sollte ein Landthier heißen?

Alle. Allerdings.

Will. Wir wollen sehen. Zwei Knaben gehen spatzieren, einer da hin, der andere dort hin. Jener trifft einen Krebs auf der Wiese an, und sieht ihn Brennnesseln fressen. „Der Krebs, „sagt er, ist ein Landthier, denn ich treffe ihn „auf dem Lande an." Der Andere trifft einen Krebs im Wasser an, und sieht ihn an einem todten Frosche fressen. „Der Krebs, sagt dieser, ist ein Wasserthier, denn ich treffe ihn im „Wasser an." Welcher hat nun recht, und zu welcher Klasse, oder in welches Fach von Thieren gehört der Krebs?

Alle.

Alle. Das ist sonderbar.

Will. Wie wolltet ihr euch da helfen?

Einige. Man müßte Acht geben, wo der Krebs sich am längsten aufhielte, im Wasser, oder auf dem Lande, und hienach müßte man ihn entweder zu den Landthieren, oder zu den Wasserthieren zählen.

Will. Der Vorschlag läßt sich zwar hören; allein es würde doch nicht viel dabei herauskommen. Ich will euch etwas besseres sagen, und zwar bei Gelegenheit, daß ich euch darauf aufmerksam mache, was man zu thun habe, wenn man eine gute, d. h. richtige und brauchbare Eintheilung machen will.

Erstlich, der Eintheilungspunkt muß eine ganz bestimmte und wohlverstandene Vorstellung seyn. Zweitens, man muß alle Fälle, welche die Vorstellung unter sich enthält, angeben. — Was ich euch bis jetzt vorgetragen habe, ist in beiden Rücksichten noch unvollkommen, und also fehlerhaft.

Ich habe mit Fleiß das Wort: antreffen, gebraucht. Ich habe gesagt: man trifft ein Thier im Wasser, oder auf dem Lande an. Das Wort ist aber fehlerhaft, so leicht verständlich es auch zu seyn scheint; es ist zu unbestimmt und nicht wohlverstanden. Ich hätte statt dessen das

Wort:

Wort: leben, brauchen sollen. Ein Thier lebt entweder im Wasser oder auf dem Lande. Und auch hiemit ist es noch nicht genug; denn ich muß auch angeben, was das heißen solle: ein Thier lebt entweder auf dem Lande oder im Wasser. Das will ich nun thun.

Ich sage demnach: ein Thier lebt irgendwo, soll heißen: ein Thier hält sich entweder immer, oder doch größtentheils da auf, und findet auch seine Nahrung da. So sagt man ganz richtig: der Karpfen lebt im Wasser, denn er findet das, was er frißt, nur im Wasser. Der Kanarienvogel aber lebt auf dem Lande, denn er findet das, was er frißt, nur auf dem Lande.

Nun also ist mein Eintheilungsgrund eine bestimmte und wohlverstandene Vorstellung. Nicht wahr?

Alle. Ja; aber der Krebs findet ja seine Nahrung sowohl im Wasser, als auf dem Lande?

Will. Da habt ihr recht; und deswegen komme ich nun zu dem zweiten Umstand, den man bei Eintheilungen vor Augen nehmen muß. Man muß nemlich alle Fälle aufstellen, welche unter der, zum Eintheilungspunkte genommenen, Vorstellung enthalten sind. Dies hatte ich vorhin unterlassen, eben darum, weil ich euch auf diese

Regel

Regel gleich bei dem Anfange unserer Eintheilung aufmerksam machen wollte.

Mein Satz heißt nun also: Ein Thier lebt entweder im Wasser, oder auf dem Lande, oder theils im Wasser, theils auf dem Lande. Im ersten Falle soll das Thier ein Wasserthier, im zweiten ein Landthier, im dritten ein Uferthier genannt werden. Da nemlich die Thiere der letzten Art sowohl im Wasser als auf dem Lande sich aufhalten und Nahrung finden, so wird man sie, wenn man sie auf dem Lande antrifft, doch niemals weit vom Wasser finden. Das Land nun nicht weit vom Wasser heißt: Ufer; folglich kann man diese Thiere sehr füglich Uferthiere nennen. Der Krebs wäre also dem zufolge?

Alle. Ein Uferthier.

Will. Jetzt hätten wir also eine gute Eintheilung der Thiere gemacht, und zwar ganz fehlerfrei; denn es ist alles bestimmt und vollständig angegeben.

Da ich nun in dieser Materie noch weiter gehe, und die Sache euch vielleicht schwer vorkommen könnte, so helft euch auf diese Art: Denkt euch einen Schrank ohne Fächer, aber so eingerichtet, daß man ohne Mühe Fächer in demselben anbringen kann, so viel, und so groß oder klein, als man will. Denkt euch ferner, daß

ihr

ihr von jeder Thierart auf der Erde eine Abbildung hättet, und daß ihr diese Abbildungen in das Fach hinlegen wolltet, wo sie hingehören.

Ihr würdet demnach jetzt in euerm Schrank drei große, gleiche Abtheilungen oder Fächer machen, eines für die Landthiere, das andere für die Wasserthiere, das dritte für die Uferthiere.

Mit dieser Abtheilung hättet ihr nun zwar etwas gewonnen, aber nicht viel, d. h. eure Abbildungen würden zwar einigermaßen in Ordnung liegen, aber nicht viel. Der Karpfen und der Krebs würden zwar nicht mehr neben dem Löwen zu liegen kommen, aber Löwe, Eichhorn und Fledermaus würden immer noch neben einander liegen.

Um also noch mehr Ordnung zu erhalten, müßtet ihr noch mehr eintheilen; und das wollen wir nun versuchen. Wir wollen nemlich noch einen Eintheilungspunkt ausdenken, unter welchen wir die Thiere bringen können. Dies sey das Materiale, das sie fressen. — Ein Thier frißt entweder lebendiges, d. h. Dinge, die zu dem Thierreiche gehören, oder Dinge, die zu dem Pflanzenreiche gehören, oder es frißt aus beiden Reichen. — Ist diese Eintheilung vollständig?

Alle.

Alle. O ja; denn es giebt ja weiter nichts zu essen, als das, was das Thierreich und das Pflanzenreich liefert.

Will. Daß nun der Eintheilungspunkt auch bestimmt und wohlverständlich sey, dafür habe ich auch gesorgt. Es wird sich nemlich in der Folge noch zeigen, daß der Ausdruck: lebendiges, Mißverständnisse hätte erregen können. Da ich aber hinzusetzte: d. h. Dinge, die zu dem Thierreiche gehören, so habe ich den Ausdruck hinreichend bestimmt. Der Floh, z. E. frißt allerdings keine lebendigen Thiere, allein er kann nicht leben ohne den Saft von lebendigen Thieren. Da dieser Saft nun zu dem Thierreiche gehört, so gehört der Floh in die Klasse oder in das Fach der Thiere, welche von dem Thierreiche leben.

Wenn wir nun diese zweite Abtheilung anwenden auf die erste, so erhalten wir Unterabtheilungen, oder Unterfächer in den Schrank. Jetzt also den Versuch.

In eurem ersten Fache sind die Landthiere. Laßt uns jetzt also die Landthiere abtheilen, in solche, die entweder bloß vom Thierreiche, oder bloß vom Pflanzenreiche, oder von beiden leben. Das giebt also drei Abtheilungen in diesem Fache.

Jetzt wird der Löwe schon von dem Eichhörnchen getrennt, denn der Löwe frißt Fleisch, das Eichhörnchen aber Baumfrüchte.

Eben so verfahren wir nun auch in dem zweiten, und eben so in dem dritten Hauptfache. Die Wasserthiere nemlich, so wie auch die Uferthiere, werden eingetheilt in solche, die vom Thierreiche, in solche, die vom Pflanzenreiche, und in solche, die von beiden Reichen leben. — Es giebt also nun neun Unterabtheilungen, oder Unterfächer.

Noch immer aber können der Löwe und der Floh neben einander zu liegen kommen. Die Ordnung und Schicklichkeit herrscht also doch noch nicht ganz in dem Schranke. Was ist zu thun?

Einige. Wir müssen noch mehr Abtheilungen machen.

Will. Allerdings. Allein, wo wollen wir nun die Eintheilungspunkte hernehmen? Ich weiß keine mehr, die so allgemein, leicht zu fassen, passend und bestimmt wären. Was rathet ihr?

Alle. Wir wissen nichts.

Will. Nun so muß ich mich doch wohl anstrengen, noch etwas zu entdecken. Laßt also sehen!

Wenn ich einen Löwen, einen Floh, eine Schlange, einen Adler, einen Maikäfer und einen

nen Regenwurm da neben einander herlege, so treffe ich zwar, indem ich alle diese Thiere mit einander vergleiche, erstaunlich große Unterschiede unter ihnen an, und ich sollte wohl denken, diese Unterschiede könnten mich auf Eintheilungspunkte führen; allein ich finde dennoch große Schwierigkeiten dabei. — Ich will einen Eintheilungspunkt wählen, welcher mir ein sehr passender zu seyn scheint, nemlich die Nahrungswerkzeuge.

Viele haben ein Maul (Mund, Maul oder Rachen ist hier einerlei); diese will ich Thiere nennen, weil man sie gewöhnlich so nennt, obgleich alle lebendige Geschöpfe auch Thiere heißen.

Andere haben einen Schnabel; diese will ich Vögel nennen.

Andere haben Freßzangen, wie z. B. die Spinnen, die Raupen; diese will ich Zwicker nennen, weil sie ihren Fraß gleichsam wegzwicken.

Wieder andere haben Saugrüssel, wie z. B. die Fliegen, die Bienen, die Schmetterlinge; diese sollen Sauger heißen, weil sie ihre Nahrung wirklich durch Saugen erhalten. Hiezu zähle ich auch die Flöhe, denn sie haben wirkliche Saugrüssel, nur daß diese so spitzig sind,

daß sie damit durch die Haut der Thiere dringen können.

So wäre also noch eine Eintheilung der Thiere gefunden, nemlich die Eintheilung nach ihren Freßwerkzeugen. Jede der drei Unterabtheilungen, wenigstens im Fache der Landthiere und Uferthiere, bekömmt also nun wieder vier Unterschiede. Und wolltet ihr dies zu Papiere bringen, so würde die Sache also aussehen.

Erste Abtheilung. Landthiere.

1. Kostgänger des Thierreichs.
   a. Thiere.
   b. Vögel.
   c. Zwicker.
   d. Sauger.
2. Kostgänger des Pflanzenreichs.
   a. Thiere.
   b. Vögel.
   c. Zwicker.
   d. Sauger.
3. Kostgänger von beiden Reichen.
   a. Thiere.
   b. Vögel.
   c. Zwicker.
   d. Sauger.

Zweite Abtheilung. Uferthiere.

1. Kostgänger des Thierreichs.
   a. Thiere.

b. Vögel.
c. Zwicker.
d. Sauger.

2. Kostgänger des Pflanzenreichs.
a. Thiere.
b. Vögel.
c. Zwicker.
d. Sauger.

3. Kostgänger beider Reiche.
a. Thiere.
b. Vögel.
c. Zwicker.
d. Sauger.

Dritte Abtheilung. Wasserthiere.

1. Kostgänger des Thierreichs.
a. Raubfische.
b. Fische.
c. Zwicker.
d. Sauger.

2. Kostgänger des Pflanzenreichs.
a. Fische.
b. Zwicker.
c. Sauger.

3. Kostgänger beider Reiche.
a. Raubfische.
b. Fische.
c. Zwicker.
d. Sauger.

Was nemlich die Wasserthiere betrifft, so müssen da einige Unterabtheilungen anders ausfallen.

Es giebt unter ihnen z. B. keine Vögel, d. h. es giebt kein mit einem Schnabel und mit Flügeln zum Fliegen versehenes Thier, welches nur im Wasser lebte. Denn die Vögel, welche ihre Nahrung entweder nur im Wasser, oder zum Theil auf dem Lande, zum Theil im Wasser finden, gehören zu den Uferthieren, weil sie theils im Wasser, theils auf dem Lande leben, und also an den Ufern der Flüsse, der Teiche oder der Meere anzutreffen sind.

Ferner so ist bei den Wasserthieren ein Unterschied darin zu machen, ob sie Fische und Thiere fressen, wie der Haifisch, oder ob sie zwar lebendiges fressen, aber keine lebendigen Fische, wie z. B. der Karpfen, welcher Gewürme frißt.

Drittens, so kennt man entweder überhaupt, oder so kenne ich wenigstens von den Wasserthieren noch zu wenig, als daß ich wissen kann, ob die angegebene Unterabtheilung auf dieselben ganz passe.

8.

(Fortsetzung.)

Einige. Wir haben uns sehr mit der Eintheilung der Thiere beschäftiget, wie Sie uns vorgeschlagen haben; wir können aber nicht ganz damit zu Stande kommen.

Will. Wie so?

Die-

Dieselb. Wir wissen z. B. nicht, in welche Abtheilung die Mistkäfer gehören.

Will. Was frißt denn dieser Käfer?

Dies. Wir wissen das eben nicht; wir wissen nicht, ob er den Mist frißt, oder nur die Stückchen unverdauten Hafer, welche sich z. B. in dem Pferdemist befinden.

Will. Ich muß euch sehr loben wegen eurer Aufmerksamkeit, und wegen des Scharfsinns, den ihr anwendet. Zugleich aber gebt ihr mir auch Gelegenheit, euch eine Lehre zu geben, die ihr, so fein sie auch seyn mag, doch niemals vergessen müßt.

Ich erinnerte euch, nachdem ich diese Eintheilung der Thiere vorgetragen hatte, daß ihr diese Eintheilung durchdenken, und sehen solltet, ob sie vollkommen, erschöpfend und brauchbar wäre. Damit habe ich nun gemeint, ihr solltet bloß die Eintheilung vor Augen nehmen, und sehen, ob an dieser noch etwas fehle, oder nicht; ob sich z. B. noch außer dem Lande, dem Wasser, dem Ufer ein Ort entdecken lasse, auf welchem oder in welchem Thiere leben könnten. Habt ihr in dieser Rücksicht etwas vermißt?

Dieselb. Nein.

Will. Nun so kann ich eigentlich annehmen, daß ihr meine Eintheilung gut befunden habt. Denn was ihr mir da in Ansehung des genannten Käfers sagt, so liegt dabei die Schuld nicht an der Eintheilung, sondern die Schuld liegt an euch, an eurer Unwissenheit in dieser Kleinigkeit. Denn dieser Käfer mag fressen, was er will, so bietet meine Eintheilung euch doch ein bestimmtes Fach an, wo ihr ihn hinbringen könnt. Frißt er bloß den Hafer, so gehört er unter die Zwicker im Fache der Landthiere, welche bloß vom Pflanzenreiche leben. Frißt er aber wirklich Mistmasse, so gehört er unter die Zwicker im Fache der Landthiere, welche bloß vom Thierreiche leben; fräße er Mist, fräße er aber zugleich auch Grashalmen, Wurzeln u. dgl., so gehörte er in das Fach der Zwicker, welche von beiden Naturreichen leben.

Wollt ihr nun diesen Käfer in das ihm gehörige Fach bringen, so habt ihr also jetzt mit meiner Eintheilung gar nichts zu thun, sondern ihr müßt diese Käfer entweder beobachten, um zu erfahren, von was sie eigentlich leben, oder ihr müßt euch von jemand, der sie genau beobachtet hat, sagen lassen, was ihr noch nicht wißt. Mir ist wahrscheinlich, daß dieser Käfer weiter nichts fresse, als Mist, und so würde er also unter die Zwicker gehören, die sich

aus

aus dem Thierreiche, und zwar von den zu Lande lebenden Thieren ernähren.

Andere. Und wir, wir wissen nicht, wo die kleinen Fliegen hingehören, die man im Sommer unter den Bäumen wahrnimmt. Sie schwirren beständig in der Luft herum. Niemals haben wir gesehen, daß sie sich auf Menschen oder Thiere, oder an die Bäume setzten; es ist, als wenn sie bloß in der Luft lebten, und sich auch in der Luft nur ernährten.

Will. Das wäre an sich nicht unmöglich, lieben Kinder, doch ist mir's nicht wahrscheinlich. Um hinter die Wahrheit zu kommen, müssen wir über diese Thierchen noch mehr Beobachtungen anstellen. Fände sich's, daß sie in der Luft lebten, daß sie sich in der Luft ernährten und fortpflanzten, so würde meine Eintheilung fehlerhaft seyn, denn sie würde alsdann aus vier Theilen bestehen müssen. Euer Schrank müßte alsdann vier Fächer haben, und wir sprächen von Landthieren, Wasserthieren, Ufferthieren und Luftthieren.

Wäre aber, noch überdies, bewiesen, daß diese Thierchen auch wirklich von der Luft, von der bloßen Luft, lebten, so würde auch meine zweite Abtheilung mangelhaft seyn; denn man müßte alsdann unter die Nahrungsmittel auch noch die Luft setzen.

Allein es ist mir beides nicht wahrscheinlich. Diese Mücken, oder kleine Fliegen leben wahrscheinlich von den feinen Säften, welche von Thieren und Pflanzen ausduften, und ihrer Leichtigkeit wegen in der Luft in die Höhe steigen. Sie leben also im Grunde vom Thierreich und Pflanzenreich. Und ferner, so glaube ich nicht, daß sie in der Luft jung werden. Sie entstehen nemlich, wahrscheinlich, wie alle Fliegen, aus Eiern, kriechen als Maden aus diesen Eiern, und verwandeln sich als Maden in Fliegen. Diese Eier und diese Maden können sich wohl schwerlich in der Luft erhalten, sondern sie sind irgendwo, etwa auf Baumblättern, oder auf ähnlichen Dingen. Als Fliegen schwingen sie sich nun in die Luft, leben da von den feinen Ausdünstungen, welche in die Luft steigen, und setzen sich, wenn sie nicht der Nahrung wegen in der Luft schweben, nieder, wo sie hinkommen.

Einige. Aber wo ist denn das Fach für die Insekten?

Will. Die Insekten kommen entweder in das Fach der Zwicker, oder in das der Sauger. — Es ist mir lieb, das ihr diese Frage an mich gethan habt, weil ich euch ohnehin gern etwas über die Eintheilung der Thiere sagen wollte, deren man sich in Büchern gemeiniglich zu bedienen pflegt.

Die

Die meisten Naturforscher haben in ihrer Eintheilung der Thiere folgende sechs Hauptfächer.

Säugethiere;
Vögel;
Fische;
Amphibien;
Insekten.
Würmer.

Die Eintheilungspunkte sind folgende:

1) Der Umstand, ob die Thiere rothes Blut haben oder nicht. — Alle Thiere, die rothes Blut haben, und also die Säugethiere, die Vögel, die Fische und die Amphibien, z. B. Schlangen, Frösche, Eidechsen u. dgl. gehören also in Ein Hauptfach; in das andere gehören die Thiere, die kein rothes Blut haben, d. h. die Insekten und Würmer. Es giebt also da nur zwei Hauptfächer. Jedes derselben wird nun wieder besonders eingetheilt.

2) Die Thiere nemlich, die rothes Blut haben, haben entweder warmes Blut, wie die Hunde, Schweine u. s. w. oder kaltes, wie die Karpfen, Hechte u. s. w. Zu jenen gehören die Säugethiere und die Vögel, zu diesen die Fische und Amphibien. Da entstehen also zwei Unterabtheilungen.

3. Die

3) Die warmblutigen Thiere legen entweder Eier und die Jungen kriechen also aus Eiern aus, oder sie gebähren dieselben lebendig, und nähren sie eine Zeitlang mit Muttermilch. Das erste thun die Vögel, das zweite die Säugethiere. — In dem Fache der warmblutigen Thiere entsteht also wieder eine Unterabtheilung für die Vögel und für die Säugethiere.

4) Die kaltblutigen Thiere haben entweder Floßfedern, d. h. Werkzeuge zum Schwimmen im Wasser, oder nicht. Haben sie Floßfedern, so heißen sie Fische, haben sie keine, so heißen sie Amphibien, z. B. Frösche, Eidechsen, Schlangen.

5) Die weißblutigen Thiere haben entweder Beine, oder nicht. Haben sie keine Beine, so heißen sie Würmer, haben sie Beine, so heißen sie Insekten.

Bei dieser Eintheilung entsteht nun allerdings ein besonderes Fach für Insekten, und alle Insekten, sie mögen auf dem Lande, oder im Wasser leben, kommen in Ein Fach zusammen. Das ist bei meiner Eintheilung nicht der Fall. Allein das gereicht meiner Eintheilung nicht zum Vorwurf. Eben so wenig, als es der gebräuchlichen Eintheilung zum Vorwurf gereicht, daß bei

ihr

ihr der Wallfisch und der Tieger in Ein Fach kommen. Denn der Wallfisch ist ein warmblutiges, seine Jungen lebendig gebährendes und säugendes Thier, und also ein Säugethier.

Ihr könnt diese beiden Eintheilungen nun mit einander vergleichen, und könnt versuchen, welche euch die bequemste seyn wird. Laßt euch nur dadurch nicht irre machen, daß nach meiner Eintheilung manche Thiere in drei Fächern vorkommen, die, wenn man sich an den Namen hält, und die gewöhnliche Eintheilung im Sinn hat, nur ein einziges Fach ausmachen sollten. Allein aus den Namen muß man sich gar nichts machen. Denn sonst gereichte es der gewöhnlichen Eintheilung auch zum Vorwurf, daß der Löwe, der Seelöwe und der Ameisen-Löwe nicht in Einem Fache vorkommen. Und daß bei meiner Eintheilung nicht alle Insekten in Einem Fache vorkommen, ist auch keine Unvollkommenheit, weil man mit diesem Worte ganz verschiedenartige Thiere bezeichnet. Der Krebs, der Schmetterling und der Floh; alles heißt Insekt; aber wie sehr verschieden sind nicht diese Thiere?

Ich gebe euch nun, als eine heilsame Uebung für euren Verstand, auf, Eintheilungen zu erfinden für gleichartige Dinge, z. B. für Bücher.

Man

Man theilt diese auf verschiedene Weise ein; z. B. nach ihrem Inhalte. Da giebt es Bücher über Geschichte, Geographie, Naturlehre, Rechenkunst u. s. w. Man theilt sie auch ein nach ihrem Formate; da giebt es Bücher in Folio, in Quart, in Octav, in Duodez. Man könnte sie sogar nach den Bänden eintheilen, in Franzbände, englische Bände, Lederbände, Pappbände. Es würde mir lieb seyn, solche Versuche von euch zu bekommen, und wir wollten dann darüber sprechen, wer die regelmäßigsten und vernünftigsten Eintheilungen gemacht hätte.

Nur das merkt euch immer, daß man eine Eintheilung nicht deswegen tadeln muß, daß sie andere Fächer hat, als eine andere. Dieser Umstand kann keiner Eintheilung zum Tadel gereichen. Wer zwei Eintheilungen mit einander vergleichen will, der muß auf die Eintheilungspunkte und auf die Brauchbarkeit der Eintheilung sehen. In diesen Rücksichten findet Besseres und Schlimmeres statt.

9.

Will. Plato, von dem ihr wißt, daß er ein vorzüglicher Denker im alten Griechenland war, und ungefähr 300 Jahre vor Christus lebte, hatte einmal gesagt: der Mensch ist ein zweibeiniges Thier ohne Federn. Diogenes, auch ein berühmter

rühmter Denker in Griechenland, wollte diese Aeußerung lächerlich machen, riß einem Hahne die Federn aus, und setzte dieses arme Thier in den Hörsaal des Plato, zu einer Zeit, als Plato mit seinen Schülern da war. Er sagte dazu: da, seht einen Platonischen Menschen! und ging gleich wieder fort.

Es war vermuthlich eine kleine, scherzhafte Neckerei, die ich euch, meine Kinder, erzähle, weil ich euch wieder allerlei nützliches, zur Bildung eures Kopfes gehörig, dabei sagen kann.

Plato war ein so geübter und vorzüglicher Denker, daß man sich wundern müßte, wenn es wahr wäre, daß er etwas so abgeschmacktes gesagt hätte. Gleichwohl muß er es doch einmal gesagt haben, weil Diogenes sonst den ganzen Scherz nicht hätte machen können; die Sache mag also wohl auf folgende Art zusammenhängen.

Plato wollte vermuthlich auch eine Eintheilung der Thiere machen, so wie wir es versucht haben. Vermuthlich machte er die Eintheilung nun so:

Die Thiere haben entweder Beine, oder nicht. Die Thiere, die Beine haben, haben entweder zwei Beine, oder vier Beine, oder sechs und noch mehr Beine. — Die Thiere,

die zwei Beine haben, haben entweder Federn oder nicht. Haben sie Federn, so sind es Vögel, haben sie keine Federn, so sind es Menschen.

Hier entsteht also ein Satz, welcher heißt: Ein Mensch ist ein Thier, welches zwei Beine, aber keine Federn hat.

Der Satz ist richtig. Der Mensch ist, seinem Körper nach, wirklich ein Thier, er hat keine Federn, und hat zwei Beine. Wer, nach diesen Merkmalen, unter den Thieren unsers Erdbodens suchen wollte, würde den Menschen wirklich finden.

So weit wäre der Satz nicht anstößig. Wodurch aber wird er anstößig, und wie kommt es, daß man darüber lächelt, oder wohl gar eine Satyre darauf machen kann?

Daher, lieben Kinder, weil es aussieht, als ob der Satz eine Erklärung, oder, wie man es auch nennt, eine Definition seyn soll. Sobald man ihn dafür ausgäbe, würde er den strengsten Tadel und den bittersten Spott verdienen.

Ich komme nemlich hier wieder auf eine Untersuchung, die euch wichtig seyn muß, da ihr lernen wollt, euern Verstand zu brauchen. Die Sache ist diese:

Wenn man von etwas reden will, so muß man es kennen. Wenn man von etwas umständlich reden will, so muß man viel davon kennen; und wenn man von etwas ganz ausführlich reden will, so muß man es auch ganz genau kennen.

Nun kann man leicht die Probe machen, ob man etwas ganz genau kennt, oder nicht. Wenn man nemlich so viel von einer Sache sagen kann, daß das, was man von derselben sagt, genau so viel, und nicht mehr und nicht weniger ist, als die Sache selbst, so kennt man sie ganz genau. Man ist alsdann im Stande, eine Erklärung oder Definition von der Sache zu geben. Und wer das kann, der ist allerdings berechtigt, Gehör zu fodern, wenn er spricht; denn man muß etwas von ihm lernen können, weil es nur sehr selten geschieht, daß jemand eine Sache auf das allergenaueste kennt.

Zuerst ein Beispiel. Ihr fragt jemanden: was ist ein Raubthier? Er antwortet: Raubthier ist ein Thier, welches andere lebendige Thiere frißt. Ihr hört das an, überlegt es, und glaubt also, daß euer Staar, euer Rothkehlchen Raubthiere seyen, denn sie fressen ja Fliegen, Würmer, Käfer. So sagt ihr einmal zu einem Naturforscher. Nein, erwiedert dieser, Staare und Rothkehlchen sind keine Raubthiere,

wohl

wohl aber Eulen und Geier. Versetzt ihr ihm nun darauf: man sagte uns ja, Raubthiere wären solche, die andere lebendige Thiere fressen: so erwiedert er, etwas in Verlegenheit gebracht: nein, Raubthiere sind nur solche, welche von Thieren oder Vögeln leben. Das nehmt ihr ebenfalls an, und glaubt, daß euer Verstand nun eine bessere Belehrung erhalten habe. Bald darauf aber lest ihr vom Hecht, daß er ein Raubthier sey. Ihr werdet also glauben, der Hecht lebe von Thieren und Vögeln, und werdet nun abermals zurecht gewiesen, indem man euch sagt, der Hecht fresse nur Fische. Was sollt ihr also nun machen? und wenn man euch fragte: „was ist ein Raubthier?" was wolltet ihr antworten?

Seht, lieben Kinder, der Fehler liegt darin, daß diejenigen, die euch durchs Buch oder mündlich haben belehren wollen, selbst nicht genug über die Sache nachgedacht hatten, und also nicht im Stande waren, euch eine ordentliche Erklärung oder Definition von dem Worte: Raubthier, zu geben. Ich will euch hierüber gleich etwas sagen. Jetzt aber muß ich euch erst noch ein anderes Beispiel geben

Ihr lest ebenfalls in einem Buche den Satz: ein Quadrat ist ein Ding, welches vier Seiten hat. Nun fällt euch die eiserne Ofenplatte in

die Augen; ihr zählt ihre Seiten; ihr findet vier, und sagt demzufolge: diese Ofenplatte ist ein Quadrat. So fällt es euch auch bei der Stubenthüre ein, ihr sagt: die Stubenthüre ist ein Quadrat.

Hier seyd ihr sicher, daß niemand kommen und sagen werde: „ihr irrt, und weder die Ofenplatte noch die Thüre ist ein Quadrat.“ Denn der Unterricht, den ihr über das Quadrat erhieltet, war besser, als der über das Wort: Raubthier. Ihr schlosset mit Recht so: wo vier Seiten sind, da ist ein Quadrat, und schloßt auch mit Recht so: wo ein Thier ist, welches lebendige Thiere frißt, da ist ein Raubthier. Gebt Acht auf das, was euer Geist euch vielleicht unwissend hier gethan hat.

Er hat so verfahren: Wo ich das finde, was mir in einer Erklärung als Merkmal einer Sache angegeben worden ist, da finde ich auch die Sache. Hier z. B. bei der Thüre. Hier ist das Merkmal: vier Seiten; folglich muß hier auch die Sache seyn, nemlich das Quadrat. Oder, bei dem Rothkehlchen. Hier ist das Merkmal: lebendiges fressend; folglich muß hier auch die Sache seyn, nemlich ein Raubthier.

Er hat ganz recht, so zu verfahren. Denn wenn eine Erklärung ganz ordentlich abgefaßt

ist, so kann man auch so schließen. Wo aber dieser Schluß nicht angeht, da ist es ein Zeichen, daß man sich auf die Erklärung nicht verlassen kann, und daß sie also nicht ordentlich abgefaßt ist.

Eine Erklärung oder Definition nemlich, muß eigentlich alle Merkmale angeben, welche in der Sache enthalten sind; aber auch nicht mehr und nicht weniger. Dies thut z. B. die Erklärung von: Quadrat. Ein Quadrat ist weiter nichts, als eine Figur oder ein Ding von vier Seiten. Habe ich also irgendwo ein Ding von vier Seiten, so habe ich auch ein Quadrat. Giebt daher eine Erklärung nicht alle Merkmale an, so muß sie, wenn sie dennoch für eine vollständige und ordentliche Erklärung gehalten wird, irre führen. So die Erklärung von: Raubthier. Lebendiges fressend, das ist zu wenig angegeben. Es sollte noch dabei bemerkt seyn, daß es lebendige vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Amphibien seyn müssen, mit Einem Worte Thiere, welche die Gelehrten unter den angegebenen Namen verstehen. — Doch muß ich euch hierüber noch etwas mehr, und zwar das eigentlich sagen, weswegen ich die Materie von der Erklärung überhaupt zur Sprache gebracht habe.

Es ist nemlich gut, und ist auch nicht gut, sich auf Erklärungen einzulassen. Hat man es

mit

mit verständigen Leuten zu thun, so ist es gut; hat man es aber mit unverständigen und rechthaberischen Leuten zu thun, so ist es nicht gut. Hört nun, wie ich die Sache aus einander setze.

Es ist nur in sehr wenig Fällen möglich, ordentliche und vollständige Erklärungen geben zu können. Denn nur sehr selten weiß ein Mensch alle Merkmale eines Dinges anzugeben, und, wenn er dies auch wüßte und die Merkmale vollständig angeben wollte, so würde dies oft eine weitläufige, ermüdende Sache seyn. Es ist daher unter verständigen Menschen angenommen, daß man, wenn man von einem Dinge sprechen oder schreiben will, anfangs nur einige Merkmale davon angiebt, und von diesen nach und nach auf andere kommt. Man setzt hiebei bei denen, mit welchen man spricht, voraus, daß sie dies wissen, und uns stillschweigend erlauben. Wer aber dies nicht weiß, wer hitzig, wer rechthaberisch ist, und überhaupt seine Denkkraft nicht gehörig in der Gewalt hat, der greift nun gleich die Erklärung an, schilt sie mangelhaft, giebt eine andere, in welcher er andere Merkmale aufstellt, und so geht gleich ein Kampf an, anstatt daß eine Untersuchung anfangen sollte. — Ich will euch die Sache in einem Beispiele zeigen. Es soll die Frage betreffen, ob das Rothkehlchen ein Raubthier sey, oder nicht.

A sagt: das Rothkehlchen ist ein Raubthier, denn es frißt lebendiges, und was lebendiges frißt, ist ein Raubthier.

B erwiedert: Nein, so ist es nicht; nur das ist ein Raubthier, was lebendige, vierfüßige Thiere, oder Vögel, oder Frösche frißt.

C Auch das nicht; auch das ist ein Raubthier, was Fische frißt; denn der Fischadler, der Hecht, der Wallfisch, das sind ja Raubthiere.

D sagt gar: Man muß alles Raubthier nennen, was von lebendigen Dingen, die es tödtet, lebt. Der Mensch ist ja auch ein Raubthier, und zwar das allergrößte, denn kein einziges Thier frißt so vielerlei Thiere, als der Mensch.

Wie wird euch zu Muthe, lieben Kinder, bei so einem Streite? Ist es nicht, als ob Wahnsinnige mit einander sprächen, von denen keiner den andern verstehen kann? Nein, so muß man nicht sprechen und untersuchen, wenn man Wahrheit finden will, sondern man muß es etwa auf folgende Art anfangen.

1) Man muß allerdings eine Erklärung geben, und sich über dieselbe, ehe man weiter schließt, mit einander verständigen; das muß aber auf dem Wege ruhiger Gedankenmittheilung geschehen.

A sagt demnach: das Rothkehlchen ist ein Raubthier, denn es frißt lebendiges, und was lebendiges frißt, ist ein Raubthier.

B muß nun, wenn er anderer Meinung ist, hierauf antworten: Man pflegt das Rothkehlchen gewöhnlich nicht unter die Raubthiere zu rechnen. Da es indeß gewiß ist, daß das Rothkehlchen lebendiges frißt, so muß man wohl unter dem Worte: Raubthier, nicht alles verstehen, was vom lebendigen lebt.

A. Das wäre möglich. Wir wollen also untersuchen. —

So weit geht alles richtig und gut. Jetzt wird also untersucht, ob die angegebene Erklärung richtig sey, und da

2) muß man sie auf einen ganz bekannten und ausgemacht richtigen Fall anwenden, und von diesem aus weiter gehen. Also ungefähr auf diese Art:

A. Ein Löwe ist ein Raubthier. Das ist zugestanden. Was frißt nun der Löwe? Er frißt lauter größere Thiere, Pferde, Hirsche, Rehe, allenfalls auch Hasen und Hunde von Hasengröße. Also doch lauter größere Thiere. Sollte demnach nur das ein Raubthier seyn, was nur größere Thiere frißt?

B. Das kann nicht seyn; denn der gewöhnliche Geier, die Eule, heißen auch Raubthiere, ob sie gleich nur Frösche, Mäuse, kleine Vögel u. dgl. fressen. Was ist also wohl unter dem Worte: Raubthier, zu verstehen, oder mit andern Worten: Wie müßte man wohl die Definition vom Worte: Raubthier, abfassen?

Will. Ich will nun fortfahren, euch die Sache vorzustellen, wie sie nach und nach kommen muß, jedoch nur in der Kürze.

a) Ein Thier, welches große, vierfüßige Thiere frißt, ist ein Raubthier, z. B. der Löwe, der Adler.

b) Ein Thier, welches Vögel frißt, sie seyen groß oder klein, ist ein Raubthier, z. B. der Fuchs, der Geier.

c) Ein Thier, welches Fische frißt, ist ein Raubthier, z. B. der Fischadler, der Hecht.

d) Ein Thier, welches bloß kleine Amphibien frißt, als Frösche, Eidechsen, z. B. der Storch? ist dies ein Raubthier?

Hier wird die Untersuchung gehemmt. Man pflegt den Storch kein Raubthier zu nennen, wiewohl er Frösche frißt. Aber die Eule, die ebenfalls Frösche frißt, diese heißt ein Raubthier? Das ist doch sonderbar.

Hier

Hier nun, lieben Kinder, ist die Untersuchung da, wo es zu einem Resultate kommen muß; denn darüber, ob der Storch ein Raubthier heißen soll, oder nicht, muß man einverstanden seyn, ehe man sagen kann, was überhaupt ein Raubthier sey. — Da ich, aus Gründen, welche ich euch gleich angeben werde, diese Untersuchung nicht weiter fortsetzen will, so will ich nur noch etwas weniges hinzuthun. Von dem Fuchse heißt es gewöhnlich in den Naturgeschichten: „Der Fuchs ist ein Raubthier, und seine gewöhnliche Speise sind junge Hasen, Kaninchen, Gänse, Enten, Hühner. Doch im Nothfalle nimmt er auch mit Krebsen, Fröschen, Eidechsen und Maikäfern vorlieb.

Dieser Beisatz könnte uns helfen, wenn wir dahinter kommen wollten, was man unter dem Worte: Raubthier, eigentlich zu verstehen habe. Es wird hier dem Fuchse nicht als Raub angerechnet, daß er Eidechsen, Frösche u. dgl. frißt, sondern darum heißt er ein Raubthier, weil er Gänse, Kaninchen, Hasen frißt. Es scheint also allerdings, daß die Gelehrten unter dem: Raubthiere, nicht jedes Thier verstehen, das von lebendigem lebt, sondern vorzüglich nur diejenigen Thiere Raubthiere nennen, welche größere Thiere verzehren.

Der Grund, lieben Kinder, warum ich die Untersuchung, was unter dem Worte: Raubthier, zu verstehen sey, nicht fortsetzen will, ist der, weil diejenigen, welche dieses Wort brauchen, selbst niemals eine ordentliche Erklärung davon gegeben haben, und auch nicht zu geben im Stand seyn werden. Das Wort ist nemlich in seiner Unbestimmtheit aus der Wissenschaft in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen, wird nun außer der Wissenschaft häufiger gebraucht, als in der Wissenschaft von den Gelehrten selbst, und kann nun um deswillen nicht mehr gehörig bestimmt werden, weil es dann auf manche Dinge nicht passen würde, auf welche man es doch bereits angewendet hat. Diejenigen, welche das Wort gemacht, und die erste Erklärung davon gegeben haben, mögen wohl im Sinn gehabt haben, nur diejenigen Thiere Raubthiere zu nennen, welche entweder vierfüßige Thiere oder Vögel fressen. So ist also der Löwe, der Wolf, der Fuchs, der Geier, der Adler, ein Raubthier. Allmählich hat man Adler gesehen, die von Fischen leben; ob nun zwar ein Fisch kein vierfüßiges Thier und kein Vogel ist, so ist er doch ein lebendiges, nicht ganz kleines Thier, und so hat also auch der Fischadler noch für ein Raubthier gegolten. Hatte man den Fischadler ein Raubthier genannt, so nannte man auch den Hecht so, ob dieser gleich nichts an-

anders als Fische frißt, und selbst ein Fisch ist, da der Fischadler doch ein Vogel ist, und wahrscheinlich auch andere Thiere frißt. — So entstand nach und nach die Meinung, Raubthier müsse überhaupt ein Thier heißen, wenn es seines Gleichen frißt. Der Hecht, als ein Fisch, frißt Fische; der Geier, als ein Vogel, frißt Vögel; der Wolf, als ein vierfüßiges Thier, frißt vierfüßige Thiere. Nimmt man nun dies an, so ist der Storch, so ist auch das Rothkehlchen kein Raubthier, denn beide fressen keine Vögel. Allein der Fischadler würde dann auch kein Raubthier seyn, wenn er nur Fische fräße, und keine Vögel. Die Ameise hingegen wäre ein Raubthier, denn sie frißt lebendige Insekten, und niemand nennt doch, im gemeinen Leben, die Ameise ein Raubthier.

Es wird daher niemals ganz bestimmt angeben werden können, welche Thiere unter die Raubthiere gehören, oder nicht, wenn nicht eine Gesellschaft von Gelehrten, welche Ansehen genug haben, um Nachfolger zu finden, ausdrücklich und genau angiebt, was sie unter Raubthier verstehen. Das heißt, mit andern Worten, wenn nicht eine solche Gesellschaft von Gelehrten eine bestimmte und ordentliche Erklärung von der Vorstellung: Raubthier, giebt.

10.

(Fortsetzung.)

Will. Ich habe euch noch manches zu sagen, lieben Kinder, über die Art und Weise, wie man Erklärungen abfassen, beurtheilen und gebrauchen muß. Ich will es euch auch sagen; allein muthet mir nicht zu, daß ich euch immer die Gründe, warum ich dies oder jenes für gut oder für nöthig halte, angebe. Denn, wenn ich das thäte, so würde ich immer solche weitläufige Betrachtungen anstellen müssen, wie die über die Erklärung des Wortes, oder der Vorstellung: Raubthier, war. Ihr könnt mir aber zutrauen, daß ich alles, was ich euch sagen werde, eben so umständlich untersucht, geprüft und abgewogen habe, wie das ist, was ich euch über: Raubthier, vorlegte.

Ich sage demnach:

daß jeder, dem es um Wahrheit zu thun ist, sich von dem Gegenstande, über welchen er nachdenken, sprechen oder schreiben will, vor allen Dingen eine Erklärung abfodern und geben müsse; gleichviel, ob es eine gute, vollkommene und zureichende Erklärung sey, oder nicht.

Wir wollen, um sogleich Beispiele von dem zu geben, was ich euch zu sagen habe, annehmen, daß wir die Frage untersuchen wollten, ob

es gut wäre, wenn jeder Mensch sein Schicksal vorher wüßte. — Was wäre also zu thun, wenn wir jetzt diese Untersuchung, es sey in Gedanken, und ohne daß wir dabei etwas aufschreiben, oder es geschehe schriftlich, anstellen wollten? — — — —

Ihr antwortet nicht? — Ich sage euch also: ihr müßt mit Erklärungen anfangen.

Einige. Aber was sollen wir denn erklären?

Will. Gar mancherlei. Zuerst nemlich: was heißt: vorher wissen?

Einige. Vorher wissen heißt: gewiß wissen, daß die Sache kommen werde, ehe sie noch da ist.

Will. Gut; ich will damit zufrieden seyn. Dies wäre also eine Erklärung von der Vorstellung: Vorherwissen, und wir verständen nun einander über diesen Punkt. — Nun frage ich, was heißt: gut? — — —

Will. Wie? ihr verstummt alle? — Doch, meine Frage beschäme euch nicht. Im Gegentheil, ich versichere euch, daß euer Stillschweigen mir ein Beweis ist, daß ihr jetzt wirklich gedacht und euern Verstand gebraucht habt. Ihr befolgtet ja meine eigene, euch so oft gegebene Regel: denkt, ehe ihr sprecht.

Das Wort: gut, hat so vielerlei Bedeutungen erhalten, daß vielleicht zwanzigerlei Erklärungen von demselben möglich sind. Ich will euch nun wohl glauben, daß es euch schwer vorkommen mag, diejenige heraus zu finden, welche zu unsrer gegenwärtigen Untersuchung paßt. Ich werde dies euch also wohl selbst angeben müssen.

Unter: gut, muß man also diesmal verstehen: „was der Mensch zu den Zwecken, welche „er hat, und haben soll, brauchen kann."

Alle Menschen nemlich haben gewisse Zwecke, sie wollen z. B. gesund seyn. Aber alle Menschen sollen auch gewisse Zwecke haben, z. B. verständig, vernünftig, tugendhaft zu seyn.

Gut wäre nun, meiner Erklärung zufolge, was die Menschen brauchen könnten entweder zu den Zwecken, welche sie haben, z. B. gesund zu seyn, oder zu denen, welche sie haben sollen, z. B. tugendhaft zu seyn. — Verstehet ihr das?

Alle. O ja.

Will. Nun will ich also Gebrauch von den beiden Erklärungen machen, und die Frage so aufstellen: Könnte es wohl den Menschen entweder in Ansehung der Zwecke, welche sie haben, oder in Ansehung der Zwecke, welche sie haben sollen, d. h. könnte es ihnen etwa zur Gesund-

heit

heit oder zur Tugend nützen, wenn sie ihr Schicksal vorher wüßten? — Nicht wahr, jetzt ist die Frage deutlicher oder verständlicher?

Alle. Allerdings.

Will. Nun aber — wie würdet ihr sie beantworten?

Einige. Es wäre gut, wenn wir es vorher wüßten.

Andere. Wir wissen es nicht.

Will. Ich wende mich zuerst an euch, die ihr sagtet, es wäre gut, sein Schicksal vorher zu wissen. Wozu würde uns denn, eurer Meinung nach, dies helfen? Zu unserer Gesundheit, oder zur Tugend, oder zu allen beiden?

Diese. Zu allen beiden. Denn wenn wir vorher wüßten, daß wir an dem oder jenem Tage krank seyn würden, so würden wir uns in Acht nehmen, nicht krank zu werden. Und wenn wir vorher wüßten, daß wir in diesem oder jenem Falle nicht tugendhaft seyn würden, so würden wir uns desto fester vornehmen, tugendhaft zu seyn, und dann würde uns unser Vorsatz wohl auch gelingen.

Will. Das habt ihr nun so recht gut ausgedacht, lieben Kinder, und glaubt vermuthlich, daß ihr da recht viel Verstand gesprochen habt. Aber

ihr habt eigentlich lauter Widerspruch gesagt, ihr habt lauter Dinge vereiniget, welche sich nicht vereinigen lassen. — Ich vermuthete, daß es so kommen würde; aber ich ließ es zu, nicht um euch niederzuschlagen, sondern um euch belehren zu können. — Ihr fragtet mich vorhin, was es denn bei dieser Frage zu erklären gebe. Ich antwortete: gar viel; erklärte aber nur zwei Stücke, nemlich nur das Wort: gut, und das Wort: vorher wissen. Jetzt muß ich nun auch noch das Wort: Schicksal, erklären. Hätte ich das vorhin gethan, so würdet ihr wahrscheinlich sogleich ganz anders geantwortet haben. — Was heißt also: Schicksal?

Alle. Das, was einem begegnet.

Will. Das, was einem wirklich begegnet?

Alle. Wie verstehen Sie diese Frage?

Will. Ich meine, ob das nur Schicksal heißt, was mir wirklich begegnet, oder auch das, was ich zwar glaubte, es würde mir begegnen, was mir aber doch in der That nicht begegnet ist. Ist es z. B. Schicksal, daß unsers Nachbars Knabe in voriger Woche das Bein gebrochen hat?

Alle. Allerdings.

Will. Gut. Wenn nun aber dieser Knabe vorm Jahre geglaubt hätte, er werde in diesem Sommer

das

das Bein brechen, oder wenn man ihm dies vorher gesagt hätte, und wenn nun der Knabe sich den ganzen Sommer durch ins Bette gelegt hätte, und hätte also das Bein wirklich nicht gebrochen, könnte ich denn wohl sagen, der Knabe habe das Schicksal gehabt, diesen Sommer über das Bein zu brechen?

Alle. Nein.

Will. Ich habe folglich recht, wenn ich sage: nur das kann zu dem Schicksale eines Menschen gerechnet werden, was ihn wirklich trifft, nicht das, was ihn nicht trifft, ob gleich er geglaubt haben mag, ob gleich es ihm vorhergesagt worden war, daß es ihn treffen würde.

Ist das aber, lieben Kinder, so haben diejenigen von euch unrecht, welche mir antworteten, es wäre gut, sein Schicksal vorher zu wissen. Denn ihr habt euch da zweierlei Erklärungen vom Worte: Schicksal, gemacht. Einmal versteht ihr unter dem Schicksale das, was einen wirklich trifft, das andremal aber das, was einen nicht wirklich trifft, weil man es vorher gesehen und ihm vorgebeugt hat.

Dies ist nun ein großer Fehler, und eben deswegen muß man Erklärungen machen, und sich verständigen. Auch muß man bei der Erklärung bleiben, welche man einmal in den Kopf genom-

genommen, oder von sich gegeben hat. — Und nun wieder zur Sache.

Nachdem nemlich euch das Wort: Schicksal, erklärt ist, hat nun die Frage folgenden Sinn: „Könnte es wohl den Menschen entweder in Ansehung der Zwecke, welche sie wirklich haben, oder in Ansehung der Zwecke, welche sie haben sollen, nützen, wenn sie das, was ihnen wirklich begegnen wird, vorher wüßten?" — Habt ihr nun noch Lust zu antworten, wie ihr geantwortet habt?

Dieselb. Nein.

Will. Warum nicht?

Dies. Weil es einem nun nichts mehr helfen würde; denn sobald es einem wirklich begegnen wird, und man ihm also nicht ausweichen kann, so nützt es nichts, es vorher zu wissen.

Will. Richtig. Wenn die Frage einen ordentlichen Sinn haben soll, so kann man nicht sagen, daß es einem gut seyn, d. h. zu den erwähnten Zwecken nützen würde, das Schicksal vorher zu wissen.

Allein ich muß nun noch etwas, und zwar noch eine Erklärung hinzusetzen. Nemlich die Frage: „Was ist ein Mensch?" Es ist in der angegebenen Frage doch von Menschen die Rede, man fragt doch eigentlich, ob es den

Men-

Menschen nützen würde, sein Schicksal vorher zu wissen. Sollen also die Fragenden und die Antwortenden einander recht verstehen, so müssen sie auch darüber mit einander einig seyn, was ein Mensch ist.

Die Hauptsache nemlich, worauf es diesmal ankommt, ist eine dem Menschen ganz besonders zukommende Eigenschaft, die Freiheit seines Willens. Man kann sich keinen Menschen denken, ohne ihm diese Eigenschaft beizulegen; ich will also die Erklärung nur kurz und gut so fassen: Ein Mensch ist ein Wesen, welches freien Willen hat, d. h. das sich entschließen kann zu diesem oder zu jenem.

Nun kommt noch eine Erklärung hinzu, und nun heißt die Frage so: Würde es Menschen, d. h. Wesen, welche einen freien Willen haben, nützen, ihr Schicksal voraus zu wissen?

Sobald man die Sache nun auf diese Art sich deutlich vorstellt, so findet man, daß in der Frage ein Widerspruch ist, daß sie also, genau besehen, gar keinen Sinn hat. Weil nemlich der Mensch einen freien Willen hat, so kann er thun oder unterlassen, je nachdem es ihm gut dünkt. Sagte man ihm also vorher, was ihm begegnen würde in dieser oder jener Rücksicht, so würde er, sobald dieses etwas schlimmes wäre, alles unter-

lassen, was dahin führt, und es würde ihm folglich wirklich nicht begegnen, d. h. es würde sein Schicksal nicht seyn. Man sagte ihm z. B. er werde in der Ehe unglücklich seyn: so wird er nicht heirathen. Sagte man ihm, er werde studieren, werde auch geschickt werden, werde aber demungeachtet immer mit Sorgen und Noth kämpfen müssen, so wird er nicht studieren, sondern eine andere Lebensart ergreifen. Sagte man ihm, er werde außerordentlich glücklich werden, werde von einem Ehrenposten zu dem andern steigen, werde Minister werden, endlich aber unverdienter Weise in Ungnade fallen, und als ein Verbrecher im Gefängniß ermordet werden: so könnte er sich ja auf der Stelle entschließen, gar nichts zu lernen, auf einem Schiffe sich als Matrose anwerben zu lassen, und schlechterdings nichts weiter zu treiben, als die Matrosen-Lebensart. Thäte er nun das, so würde er ganz gewiß nicht Minister werden, würde auch nicht als Minister in Ungnade fallen, und auch den Tod manches in Ungnade gefallenen Ministers nicht erdulden müssen.

Menschen also, d. h. Wesen, welche einen freien Willen haben, und daher ihr Schicksal selbst machen, kann man ihr Schicksal gar nicht vorher sagen, weil sie auf der Stelle anders handeln könnten, als sie außerdem würden gehan-

delt

delt haben. Den einzigen Punkt abgerechnet, die Umstände nemlich, die kein menschlicher Wille ändern kann, z. B. den Tod. Das ließe sich wohl denken, daß mir jemand vorher sagte, ich werde in meinem funfzigsten Jahre sterben. Denn, vorausgesetzt, daß wir den Tod nicht beschleunigen, so ist die Lebensdauer allerdings bestimmt durch die Beschaffenheit, d. h. durch die Dauerhaftigkeit oder Gebrechlichkeit der Hauptheile des Körpers. Es ist also wenigstens kein Widerspruch in dem Gedanken selbst, die Lebensdauer eines Menschen zu wissen, und vorher zu sagen. Doch reicht in der That die Kenntniß keines Menschen so weit, daß er dies könnte. Aber das vorher sagen zu wollen, was der Mensch ändern und unwahr machen kann, sobald er nur will, das ist ein förmlicher Widerspruch.

Seht nun, lieben Kinder, was es hilft, wenn man weiß, wie man eine Sache anzugreifen hat. Es giebt gewiß viele Menschen, welche ihren Kopf mit Beantwortung dieser Frage beschäftigen, und welche nicht wissen, ob sie sagen sollen: es ist besser, oder: es ist nicht besser. Wir sind sehr bald damit fertig geworden, indem wir fanden, es sey unmöglich, daß einem Menschen sein Schicksal vorhergesagt werde. Wir haben dies dem heilsamen Grundsatze zu danken, uns Erklärungen über das, wovon die Re-

de ist, abzufordern. Dadurch kam Licht in die Untersuchung, und alsobald fanden wir, daß wir gar nicht nöthig hätten, wegen dieser Frage erst nachzudenken.

So etwas mochte euch andern wohl dunkel vorschweben, die ihr keine Antwort geben konntet. Es ist oft ein sehr gutes Zeichen, keine Antwort geben zu können; denn wer sich auf Beantwortung einer albernen, sinnleeren Frage einläßt, der giebt zu verstehen, daß er sie nicht von dieser Seite kennt, dessen Verstand hat also die gehörige Schärfe noch nicht.

II.

Von der Erklärung und von Schlüssen. Fortsetzungen.

Will. Habt ihr nunmehr eingesehen, wie nöthig es sey, Erklärungen von den Dingen, von welchen gesprochen wird, zu fodern, und geben zu können?

Alle. Allerdings.

Will. So wißt ihr nunmehr auch, weswegen man eigentlich Erklärungen giebt, und daß man gemeiniglich nur unvollständige Erklärungen nöthig habe, wenn sie nemlich nur gerade in dem Punkte, auf welchen es eben ankommt, nicht unvollständig sind. Giebt euch nun jemand eine solche Erklärung von etwas, so spottet nicht darüber, wie Diogenes über die Erklärung des Menschen

schen von Plato, sondern seht nur, ob ihr sie in der Absicht, auf welche es gerade ankommt, brauchen könnt. Ist dies der Fall, so ist sie gut.

Wer mir sagt: der Mensch ist ein zweibeiniges Thier, und will daraus folgern, daß der Mensch, als Thier, nicht unter die vierfüßigen Thiere gerechnet werden kann, der hat recht, nur dieses Merkmal vom Menschen in seine Erklärung aufzunehmen. Aber bei Untersuchung der Frage, ob es gut wäre, wenn der Mensch sein Schicksal voraus wüßte, kam es auf die Eigenschaft: zweibeinig, gar nicht an, sondern da war die Eigenschaft: freier Wille, von Bedeutung, deswegen mußte ich da in meiner Erklärung sagen: der Mensch ist ein Wesen, welches einen freien Willen hat.

Ich kann euch nun etwas, schon bekanntes, auf eine neue und desto verständlichere Art vortragen. Wenn man nemlich einer gegebenen Erklärung nachdenkt, und also die einzelnen, besonders herausgehobenen, Merkmale eines Dinges in Ueberlegung nimmt, so fügt es sich wohl, daß man von einer solchen einzelnen, durch die Erklärung besonders herausgehobenen, Eigenschaft wieder eine Erklärung sucht und erhält. Dies geschieht nemlich dadurch, daß man an die-

dieser Eigenschaft wieder Merkmale aufsucht, und da geräth man alsdann auf den Satz: „Was einer Eigenschaft eines Dinges als Merkmal zukommt, das kommt auch dem Dinge selbst als Merkmal zu.“

Ihr fragt z. B.: was ist Marmor? und jemand antwortet euch: Marmor ist ein fester Stein. Ihr haltet euch jetzt an die Worte: fester Stein, denkt daran, daß feste Steine eine Politur annehmen, und urtheilt nun, „daß der Marmor sich müsse poliren lassen.“ Was habt ihr da eigentlich gethan? Ihr habt das Merkmal, welches ihr einem Merkmale der Sache beilegen konntet, zugleich der Sache selbst beigelegt. Hierin besteht nun der eigentliche Schluß. In drei Sätzen angegeben, wie man gewöhnlich thut, wenn man die Sache recht deutlich machen will, würde dieser Schluß also lauten:

Alle feste Steine nehmen Politur an;
Marmor ist ein fester Stein;
Also nimmt Marmor Politur an.

Der Satz also, welcher aussagt, daß etwas ein Merkmal des Merkmals sey, ist der Obersatz. Der Satz, welcher dem Dinge das Merkmal beilegt, heißt der Untersatz; und der Satz, welcher

cher dem Dinge das Merkmal des Merkmals beilegt, heißt der Schlußsatz.

Was ich euch nun empfehle, lieben Kinder, ist die Anwendung dessen, was wir bisher untersucht haben. Ich muß in euern Reden gewahr werden, daß ihr diese Anweisung zum Denkem empfangen habt; ich muß es gewahr werden, wenn ihr über das, was ihr leset, urtheilt. Ich werde daher oft auf das hier Gesagte zurückkommen.

Doch will ich jetzt diesen Untersuchungen auf einige Zeit ein Ende machen, und weil sie allerdings etwas trocken gewesen sind, so soll von nun an in diesen Stunden etwas aufheiterndes vorkommen. Wir wollen nemlich zuerst Gedichte beurtheilen, um auch hiebei unsern Geist brauchen zu lernen.

Es ist nemlich sehr wichtig, von der Deutlichkeit, Ordnung und Richtigkeit, welche man sich im Denken zu eigen gemacht hat, auch bei schriftlicher Gedankenmittheilung Gebrauch machen zu können. Diese herrliche Geschicklichkeit lernt man nun zum Theil dadurch, daß man die Arbeiten Anderer genau prüft, um zu sehen, was an denselben gut oder fehlerhaft ist. Diese

Prü-

Prüfung will ich von jetzt an mit euch vornehmen, und, wie gesagt, mit etwas aufheiterndem anfangen, weil unsere bisherigen Untersuchungen ein wenig ernsthaft gewesen sind. Hier ist eine Fabel.

Die Lerche.

Bei manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beim Füttern an,
So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und sang sie vormals sehr,
So sang sie jetzt noch dreimal mehr.

3.

Auch Vögeln ist die Freiheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meint dabei,
Daß dieses Bild die Schwester sey.

4.

Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen,
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.

Drauf

Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt sich zwei Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meint die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich, mit sich allein,
Betrogen in den Wettstreit ein.

6.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme,
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh',
Stets singt das Echo so, wie sie.

7.

Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden,
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh' sterben, als nicht überwinden,
Eh' siegen, als am Leben seyn.
Sie singt; allein zu ihrer Schmach;
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf schießt sie bei dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerin,
Mit aufgebrachtem, schnellem Fluge
Nach der verhaßten Freundin hin,
Und stößt sich in der Raserei
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwei.

9.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O, spricht er, da er nachgedacht,
O, kämen die in Eine Grube,
Die Ehr' und Schatten umgebracht;
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beigesellt.

Diese Fabel wollen wir nun, in verschiedener Rücksicht, beurtheilen. Voraus anmerken will ich, daß eine Fabel die Erzählung einer Geschichte ist, aus welcher eine wichtige Wahrheit klar hervorleuchtet.

Will man nun ein Gedicht, und überhaupt irgend einen schriftlichen Aufsatz beurtheilen, so legt man sich folgende Fragen vor:

1) Was hat der Verfasser sagen wollen?

2) Hat er das wirklich gesagt?

3) Wie hat er es gesagt? d. h. ist die Art und Weise, wie er es gesagt hat, zu billigen oder nicht?

1. Was nun das erste betrifft, so hat der Verfasser dieser Fabel uns eine Geschichte erzählen wollen, aus welcher eine wichtige Wahrheit hervorleuchtet. — Wer giebt mir zuerst die Wahrheit an, welche aus der Fabel hervorleuchtet, oder hervorleuchten soll?

Einige. Diese Wahrheit ist ja in den letzten Zeilen ausdrücklich angegeben. Damon sagt, die Lerche verdiente, in Ein Grab mit denen zu kommen, welche aus Ehre gestorben sind.

Will. Ihr habt recht. — Aber ist denn das eine Wahrheit? Das ist ja nur eine Bemerkung. Was liegt denn daran, ob alle Ehrliebende oder Ehrsüchtige in Einem Grabe liegen, oder in mehreren?

Hier stoße ich schon auf einen Fehler, und zwar auf einen sehr bedeutenden. Der Dichter war nicht ganz einig mit sich über die Wahrheit, welche er in seiner Fabel verkündigen wollte. Es liegt in der Fabel eigentlich eine ganz andere Wahrheit, als die, welche der Dichter selbst heraus hebt. Eigentlich will nemlich der Dichter sagen: Arme Lerche, die Ehrsucht war dein Tod, aber die Ehrsucht ist auch der Tod manches Generals und manches Philosophen. — Gut, das kann richtig seyn; es ist aber, wie gesagt, keine Wahrheit, sondern nur eine Bemerkung.

Die Wahrheit aber, die in der Fabel wirklich liegt, ist folgende: der Ehrsüchtige ist so blind, daß er sich durch seine Ehrsucht selbst schadet. Denn dies ist der Satz, welcher aus dem Schicksale dieser ehrsüchtigen Lerche hervorgeht.

Nun gebt mir aber auch die Fabel, oder die Erzählung selbst kurz an.

Andere. Eine Lerche fand ihren Käficht offen, fliegt heraus, setzt sich irgendwo, und kommt so zu sitzen, daß sie ihr eigenes Bild im Spiegel sieht. Sie glaubt, es sey dort noch eine zweite Lerche, und singt fort. Indem geht die Stubenthüre auf, die in einen großen Saal führt, aus welchem der Gesang, als Echo, zurückschallte. Die Lerche hält dies für den Gesang der zweiten Lerche, und läßt sich mit ihr in einen Wettgesang ein, um sie zu übertreffen. Da es aber jene immer eben so gut zu machen scheint, so will sie, ergrimmt, über sie herfallen, schießt gegen den Spiegel an, und zerschmettert sich den Kopf.

Will. Gut gemacht. — Wir wären also mit Beantwortung der ersten Frage fertig. Wir wissen, was der Mann hat sagen wollen. Nun zur zweiten: Hat er dies wirklich gesagt? — Der Umstand, daß ihr einen so guten, kurzen Auszug aus dieser Fabel habt machen können, beweist, daß der Verfasser dies auch wirklich gesagt habe; bis auf den kleinen Umstand, den ich bereits bemerkt habe, daß der Dichter die Wahrheit, welche er durch die Fabel hat sagen wollen, weder deutlich genug gedacht, noch deutlich genug ausgedrückt hat. — Es ist also

nur

nur noch die dritte Frage übrig, nemlich: Wie hat der Verfasser die Sache gesagt?

Hier will ich euch nun meine Meinung in der Ordnung und umständlich angeben. Gebt Acht, wie ich verfahre; denn ihr müßt es bei andern Aufsätzen eben so machen. Ich sage also:

„Der Verfasser hat das, was er gesagt hat, „nicht gut gesagt," und will euch die Fehler, welche er gemacht hat, zeigen. Die Erzählung ist:

a) zu umständlich. — Es war ja gar nicht nöthig, so viele kleine Umstände dabei anzuführen; denn sie thun nichts zur Sache, und verspäten nur den Augenblick, da man erfährt, wie sich die Sache geendiget habe, und was der Verfasser denn eigentlich wolle. — Da es ihm, als einem Dichter, einmal frei stand, die Sache zu erzählen, wie er wollte, so konnte er den Käfich der Lerche ja gleich in einem großen Saale hängen lassen, wo ein Echo war. Wozu das künstliche Ausdenken, daß das Echo erst eintrat, als die Stubenthüre, die in den großen Saal führte, aufging? Hier hätte also etwas erspart werden können.

b) In den einzelnen Dingen, in deren Anführung eben die Umständlichkeit besteht, ist manches

ches ganz falsch, manches unverständlich u. dgl. Fangt nur gleich bei der ersten Zeile an:

(Bei manches Morgens hellem Schimmer sang)

Singen denn die Lerchen nur des Morgens, und zwar nur in der Morgendämmerung; denn wenn der helle Schimmer des Morgens etwas anders seyn soll, als die Dämmerung, so weiß ich nicht, was er ist. Die ganze Strophe ist voll überflüssiger Worte. Es war weiter nichts nöthig, als zu sagen: An einem Morgen, an welchem Damons Lerche ganz vortrefflich sang, ließ dieser ihr aus Freude darüber den Käficht offen, damit sie herausfliegen und ihrer Freiheit genießen könnte.

In der zweiten Strophe treffe ich nun so gar unrichtige Ausdrücke an. Damon habe das Thürchen nicht angelehnt. Man lehnt ja niemals das Thürchen an einem Vogelbauer an, sondern man „macht es zu." Die Lerche kann also nun aus dem Bauer fliegen, und in der Stube flattern. Wieder ganz falsche Ausdrücke. „Flattern" heißt, nicht recht fliegen können. Konnte die Lerche aber aus dem Bauer „fliegen," so konnte sie ja recht fliegen, und also auch in der Stube herum fliegen. Eher wäre noch ein Sinn darin gewesen, wenn der Verf. gesagt hätte: „damit sie aus dem Bauer flattern, und in der Stube flie-

fliegen kann." Denn in einem Bauer kann auch der beste Flieger nicht fliegen, sondern nur flattern.

Nun kommt die Lerche dem Spiegel gegenüber zu sitzen. Dieser Gedanke ist gut, und zur ganzen Geschichte unentbehrlich. Sie sieht ihr Bild, und hält dieses Bild für eine zweite Lerche. Sie läßt sich in einen Wettkampf mit ihr ein. Auch natürlich und gut. Wozu aber wieder die umständliche Beschreibung dieses Wettkampfes; es kömmt ja gar nichts darauf an, wie das ehrsüchtige, eifersüchtige Thierchen es gemacht hat, wir brauchen ja nur zu wissen, daß sie es gethan habe. — Drauf heißt es endlich, die Lerche sei mit „aufgebrachtem, schnellen Fluge," gegen den Spiegel an geflogen. „Schnell" kann zwar ein Flug seyn, aber nicht „aufgebracht." Aufgebracht war die Lerche, nicht aber der Flug.

Herr Damon endlich hätte besser gethan, statt dessen, was er sagt, zu sagen: siehst du, dummes Geschöpfchen, wozu einen Eitelkeit, Ehrsucht und Neid bringen?

Einige. Wir haben Sie nicht unterbrechen wollen. Es ist uns aber eingefallen, ob der Dichter dieser Fabel nicht manchen Ausdruck deswegen gewählt habe, weil er ein Wort haben mußte, welches sich mit dem andern reimte?

Will. Darin habt ihr gewiß recht, lieben Kinder. Allein dies ist keine Entschuldigung für den Dichter. Der Dichter muß aller Wendungen in der Sprache, in welcher er schreibt, so mächtig seyn, daß er bloß um eines Wortes, um eines Ausdrucks willen, niemals sich erlauben darf, etwas zu sagen, was er außerdem nicht würde gesagt haben. Es ist ja nicht nöthig, daß man einen Reim oder einen Vers mache. Kann jemand die Sache in Reimen oder Versen nicht geschickt sagen, so sage er sie ohne Reim oder Vers. Es ist gerade so, als wenn jemand zu uns sagte: ich will euch ein Vergnügen machen mit meinem Tanze. Nun nähme er ein paar Bänder, umstrickte sich Arme und Beine damit, stolperte und hinkte nun, und wollte dennoch sagen: ich kann nichts davor, daran sind meine Bänder schuld. —

Was sagt ihr denn zu folgender Fabel?

Der Hirsch, der sich im Wasser besiehet.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Im Spiegel einer klaren Quelle.
Wie schön es steht! sprach er. Recht auf derselben Stelle,
Wo Königskronen stehn, und wie so stolz! so frei!
Vollkommen ist mein ganzer Leib; allein
Die Beine sind es nicht, die sollten stärker seyn.

Indem er sich besieht, mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Merkt auf, sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,

Er.

Erschrickt und flieht davon. Nun aber hilft ihm nicht
Sein kronentragend Haupt dem nahen Tod entfliehn.
Nicht sein vollkommner Leib, die Füße retten ihn.
Sie reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch flaches Feld und fliehen in den Wald.

Da aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los, er flucht darauf,
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehn,
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

Diese Fabel ist kürzer; es wird kaum nöthig seyn, einen Auszug daraus zu machen, um die Hauptsache herauszuziehen. Indessen, wer will es versuchen?

Adolf. Ein Hirsch sah in einer Quelle, an welcher er trank, sein Geweih, seine Schenkel und seinen ganzen Körper. Er fand alles an sich sehr schön, nur die Beine nicht; die wären zu mager, sagte er. Das schönste an ihm sey aber das Geweih. Indem hört er die Jäger blasen. Nun läuft er fort, und eilt in den Wald. Da halten ihn aber seine Geweihe auf, und — —

Will. Nun? wie weiter?

Ad. Ich weiß es nicht; denn ich wollte doch die Moral von der Erzählung trennen.

Will. Du hast sehr recht, lieber Adolf; der Dichter hat es nicht gethan, und hat dadurch einen Fehler gemacht. Die Fabel ist in dieser Rücksicht fehlerhaft. Die Fabel muß nemlich eigentlich eine

Erzählung von etwas geschehenem seyn, und muß das vollständig erzählen, was geschehen ist. Der Dichter hätte erzählen müssen, daß der Hirsch mit seinem Geweihe hangen geblieben, und dadurch eine Beute der Hunde oder Jäger geworden wäre. Dann hätte er, sterbend unter den Zähnen der Hunde oder dem Messer des Jägers, immerhin selbst sagen oder denken mögen: ich sehe jetzt wohl, daß die Beine ein besserer Theil meines Körpers sind, als mein Geweih. Dann wäre die Fabel vollkommen gut gewesen, denn der Satz oder die Wahrheit, die der Dichter ins Licht setzen will, wäre recht deutlich aus der Erzählung hervorgegangen.

Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie der Dichter erzählt, so sind auch hie und da Umstände angeführt, welche nicht zur Sache gehören. Es war genug, daß der Hirsch sich über sein Geweih freute; daß er sagt, es stehe auf der Stelle, wo die Königskronen stehen, das ist unnöthig, albern in dem Munde eines Hirsches, und noch dazu unwahr. Denn niemals steht die Krone eines Königs auf der Stelle, wo auf dem Hirsch-Kopfe das Geweih steht.

Einige. Was heißt denn das: der Hirsch hätte eine Jagd von dem Gebirge fallen sehen?

Will. Das ist auch so ein Ausdruck, welchen der Dich-

Dichter nur um des Reimes willen gebraucht hat. Er stellte sich vor, daß Hirsche, Jäger und Hunde gerade bergab sprengten, dachte daran, daß man auch wohl sagen könnte, sie stürzten herab, und statt stürzen sagt er nun gar: fallen. — Jetzt noch eine Fabel:

Die Grille und die Nachtigall.

Die Grille sprach zur Nachtigall: „Auch mein Gesang
„Hat stets Bewunderer gehabt." — „So nenne sie!" —
„Die arbeitsamen Schnitter hören mich mit Lust;
„Und diese Biedern sind (das leugnest du doch nicht?)
„Dem ganzen menschlichen Geschlecht die nutzlichsten." —
„Und wenn ich es nicht leugne," sprach die Nachtigall:
„So darfst du doch nicht stolz auf ihren Beifall seyn;
„Denn auch den besten Menschen, die nur ihr Geschäft
„Gelernet haben, fehlt's an Kunstgefühl.
„Doch wenn ein Hirt, der selbst die Flöte lieblich spielt,
„Entzückt auf deine Lieder lauscht; dann rühme dich."

Ich will euch, ehe ich euch um euer Urtheil frage, dieselbe Fabel auch noch so mittheilen, wie ein anderer Dichter sie gemacht hat:

Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deswegen darfst du auf ihren Beyfall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bey der Arbeit haben, müssen ja wohl die feineren Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

Welches von diesen beiden gefällt euch am besten?

Alle. Das letzte.

Will. Ihr habt richtig geurtheilt. Die letzte Erzählung ist tadelfrei. Es ist eine allerliebste Erzählung, es ist kein Wort zu viel oder zu wenig da. Bei der ersten sind mehr Worte, als nöthig wären; dies macht die Erzählung langweilig. Aber die unnöthigen Worte sind auch noch dazu von der Art, daß sie aus der Nachtigall, die ein gutes, neidloses Thierchen ist, ein häßliches, für seinen Ruhm fürchtendes, grämisches Thier machen. — Ihr habt also viel Sorgfalt auf die Worte oder den Ausdruck nöthig, wenn ihr eure Gedanken jemand schriftlich oder mündlich mittheilt.

Man hat auch hierüber gewisse Regeln und Sätze, auf welche man aufmerksam seyn muß. Man nennt den Inbegriff dieser Regeln und Sätze Rhetorik. Ich werde euch von nun an das hauptsächlichste davon in diesen Stunden mittheilen.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Sätze aus der

Rhetorik,

oder

Anweisung zu einem richtigen und gefälligen schriftlichen Vortrage.

Erste Lection.

Will. Wenn jemand euch etwas schriftlich oder mündlich sagt, ist es euch einerlei, ob das, was er sagt, wahr ist oder nicht?

Alle. Nein; wir wünschen, daß er Wahrheit sage.

Will. Gesetzt aber, der Sprechende behaupte, er sage euch Wahrheit, und ihr müßtet behaupten, es sey nicht Wahrheit, wo könnte da der Fehler liegen?

Eini-

Einige. An beiden?

Will. Ich will euch die Antwort selbst geben.

Der Mann könnte sich irren, d. h. er könnte glauben, Wahrheit zu sagen, und es wäre doch wirklich nicht Wahrheit. Von diesem Falle spreche ich nicht. Es könnte aber auch so seyn, daß ihr den Mann nur nicht recht verständet. Daran könnte nun Er Ursache seyn, aber auch ihr. Er wäre Ursache, wenn er das, was er denkt und sagen will, auf keine zweckmäßige Art ausdrückte. Ihr wäret Ursache, wenn ihr dem ungeachtet ihn unrecht verständet.

Gebt einmal Acht auf das, was ich sage. Die Gedanken, welche der Sprechende oder Schreibende vorträgt, sind etwas in ihm, etwas inneres; kein Anderer sieht sie oder hört sie. Wollen wir, daß der Andere unsere Gedanken wissen soll, so geben wir sie ihm mit Worten zu erkennen. Der Gebrauch der Worte ist nun nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt. Es ist eine Kunst, die Worte so zu wählen, daß sie dem Andern gerade das sagen, was wir ihm sagen wollen, und diese Kunst muß erlernt werden. Man muß sich Mühe geben, selbst wenn man seine Gedanken auch nur richtig ausdrücken will.

Allein es ist dabei noch etwas zu bedenken. Die Menschen erwarten von einem gut erzogenen und gebildeten Menschen mehr, als daß er seine Gedanken richtig ausdrücke. Er soll sie auch, wie man gemeiniglich sagt, schön ausdrücken. Ich, meines Theils, nenne das zwar nur gefällig oder gut; ich fodre es aber auch von dem Sprechenden oder Schreibenden. Es muß einem nemlich angenehm seyn, jemanden zu hören oder etwas von ihm zu lesen.

Es sind also drei Punkte, auf welche man im Sprechen oder Schreiben zu sehen hat. Was man von sich giebt muß

1. richtig oder wahr, d. h. richtig gedacht seyn;

2. richtig ausgedrückt;

3. gefällig dargestellt.

Wir wollen nun gleich ein Beispiel sehen. Die Rede ist in dem, was ich euch vorlesen werde, von der Fabel. Ihr alle wißt, daß es gewisse kleine, angenehm erzählte, erdichtete Geschichten giebt, welche man Fabeln nennt. Schon vor sehr langer Zeit, mehrere Jahrhunderte vor Christo, lebte Aesopus, welcher der Verfasser der ältesten Sammlung von Fabeln ist. — Dies behaltet im Gedächtniß und hört nun:

Weil Aesopus die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts ungemeines oder merkwürdig reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht seyn, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führt, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen, und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung besteht aus zwei wesentlichen Umständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, besteht vornemlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Boßheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas ungewohntes und seltenes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen

lungen gar nichts ungemeines oder merkwürdiges an sich haben: so sah man sich gemüssiget, damit die Erzählung, als der Körper der Fabel, nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen bei aller ihrer Verschiedenheit dennoch, überhaupt betrachtet, in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höheren Natur, als Götter u. dgl. in die Erzählung einzuführen. Vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nemlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben.

Einige. Ach! das ist lang.

Will. Allerdings. Aber es ist viel daran zu lernen, und ihr werdet es noch immer ein paarmal anhören müssen. — Wißt ihr, was der Mann will?

Alle. Nein; wir haben ihn nicht verstanden.

Will. Zum Theil ist dies allerdings die Schuld des Verfassers, zum Theil aber auch eure Schuld, oder vielmehr meine Veranstaltung. Bei recht großer Aufmerksamkeit würdet ihr zwar verstanden haben, was der Verfasser behauptet; aber

es ist immer unrecht, daß der Verfasser euch bei einer Sache, welche nicht schwer zu verstehen ist, so viel Aufmerksamkeit nothwendig macht.

Ich will euch nun auf die Hauptsache aufmerksam machen, und euch alsdann den Aufsatz noch einmal vorlesen.

Es soll die Frage beantwortet werden: Warum hat man Thiere in der Fabel eingeführt? oder mit andern Worten: Warum dichten die Fabeldichter so gern, daß die Begebenheiten, welche sie erzählen, sich unter Thieren zugetragen haben? Diese Frage will der Verfasser beantworten, und das thut er dann in diesem Aufsatze, den ich euch nun wieder vorlese. — — — Habt ihr ihn nun verstanden?

Alle. Nein, noch immer nicht.

Will. Nun so höret mich an. — Lest ihr in einem Buche, und ihr versteht's nicht, so macht es gerade so, wie ihr jetzt im Beispiel gesehen habt. Sucht zuerst darüber nachzudenken, was denn der Verfasser eigentlich sagen will. — Ich habe euch diesmal dieses Nachdenken erspart, und habe es euch gesagt. Alsdann lest die Stelle oder den Aufsatz noch einmal. Wenn ihr dann wieder nichts versteht, so liegt die Schuld entweder an euch, ihr seyd entweder noch zu unwissend, oder zu unaufmerksam, oder sie liegt an

dem

dem Verfasser, oder sie liegt an allen beiden; fragt alsdann einen Erwachsenen.

Einige Schuld, warum ihr von diesem Aufsatze nichts versteht, liegt allerdings auch an euch. Aber ich will das jetzt nicht in Erwähnung bringen; bei weitem die meiste Schuld liegt in dem Aufsatze selbst, oder an dem Verfasser; und weil, wie gesagt, vieles für euch dabei zu lernen ist, wenn ich das Fehlerhafte in diesem Aufsatze heraus ebe, so will ich es thun.

Y eine erste Frage ist: Hat der Verfasser recht? oder mit andern Worten: hat er richtig gedacht?

Um dies heraus zu bringen, müssen wir, was er sagt, ins kurze fassen. — Er denkt nemlich so: Aesop wollte durch seine Fabeln nur gemeine, gewöhnliche Leute unterrichten, er mußte daher auch nur ganz bekannte, gewöhnliche Lehren geben; denn andre wären solchen Leuten zu schwer gewesen. Hätte er aber nun auch Begebenheiten erzählt, welche unter gemeinen Leuten gewöhnlich vorfallen, so würden diese Erzählungen wenig Aufmerksamkeit erregt haben. Man hätte seine Erzählungen und seine Lehre nicht angehört, und also hätte er auch nicht bessern können, was er doch wollte. Er mußte also dichten, daß gewöhnliche Begebenheiten auf eine ungewöhnliche Art vorgefallen waren, und dichtete mithin, sie seyen unter Thieren vorgefallen.

Dies ist die Meinung des Verfassers. — Wie steht es nun um ihre Wahrheit? — Nicht gut, wie ihr gleich sehen werdet.

1) Er sagt, Aesop habe durch seine Fabeln nur gemeine, gewöhnliche Leute unterrichten wollen. — Das weiß der Verfasser nicht. Er weiß nicht, für wen Aesop, der schon so lange her todt ist, seine Fabeln gedichtet habe, da wir keine Aeußerung des Aesopus hierüber kennen. Nur wenn mir ein Mann sagt: ich habe dies zur Absicht; nur alsdann weiß ich es gewiß. Der Verfasser durfte also höchstens sagen: Wahrscheinlich hat Aesop nur gemeine Leute unterrichten wollen.

Allein dieser Umstand macht gar nichts aus. Wir haben Fabeln von andern Dichtern, von denen wir gewiß wissen, daß sie nicht zur Absicht gehabt haben, gemeine Leute zu unterrichten. Diese Dichter erzählen auch Begebenheiten, welche sich unter den Thieren zugetragen haben sollen; was haben diese für einen Grund, warum sie die Begebenheiten unter Thieren vor sich gehen lassen?

2) Es ist auch nicht wahr, daß man gemeinen Leuten andere Regeln oder Lehren giebt, als den Gebildeten oder Vornehmen. Fehler ist Fehler, und Unrecht ist Unrecht; der Fehlende sey wer er wolle. Die Regel, in welcher man dem

Vor-

Vornehmen sagt, daß er Unrecht thue, ist keine andere, als die, in welcher man es dem gemeinen Manne sagt. Es giebt keine gemeine und keine vornehme Wahrheiten. Wahrheit ist Wahrheit, und, da hier von Lehren, von moralischen Wahrheiten die Rede ist, so muß man sagen, daß diese Wahrheiten jedem bekannt sind, er sey vornehm oder gering.

Der Verfasser ist also schon um deswillen schwer zu verstehen, weil er irrt, d. h. weil das, was er sagt, nicht Wahrheit ist. Denn das Wahre leuchtet allen Menschen ein, so bald es nur ordentlich gesagt wird.

Jetzt komme ich aber nun zu dem Ausdrucke oder zu der Art und Weise, wie der Verfasser seine Gedanken mitgetheilt hat.

Hieran ist nun noch mehr zu tadeln, als an den Gedanken selbst.

„Aesop hat die Fabel zum Unterrichte des gemeinen, bürgerlichen Lebens angewendet." — Dieser Ausdruck ist dunkel, unbestimmt. Es sollte heißen: Aesop dichtete seine Fabeln für Leute von gemeinem Stande. Dies hätte jedermann verstanden.

„Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts ungemeines oder

merk-

merkwürdig reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht seyn, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen." — Dieser Satz ist durch seine Weitläufigkeit fehlerhaft. Die in demselben ausgedrückten Gedanken sind: Da die Begebenheit, welche man erzählen wollte, nichts außerordentliches und reizendes hat, da man aber doch Reiz braucht, um die Aufmerksamkeit zu erregen, und zu bessern, so mußte man Reiz in der Art zu erzählen anbringen. —

Diese Gedanken sind nun

a) nicht gut ausgedrückt. — Die Worte: „nichts ungemeines oder merkwürdig reizendes" — sind sonderbare, ungewöhnliche und unpassende Ausdrücke. — Das Wort: nothwendig, ist überflüssig. — Die Worte: anzügliche (statt anziehende) Kraft und reizendes Ansehen mittheilen — sind wieder ganz sonderbar und ohne Geschmack gewählt. Es sind ungewöhnliche Ausdrücke statt der gewöhnlichen; so etwas ist nicht zu billigen, wenn nicht das Ungewöhnliche aus irgend einem Grunde besser ist, als das Gewöhnliche.

b) Die

b) Die Gedanken sind nicht in der gehörigen Ordnung vorgetragen. Es sind in dem Satze zwei Gründe angegeben, warum die Fabel Reiz haben muß. Der erste ist, weil die Begebenheit selbst nichts reizendes habe, der zweite, weil man gleichwohl Reiz nöthig habe. Anstatt nun beide Gründe neben einander zu stellen, wie ich es gethan habe, steht der eine im Anfang des Satzes, der zweite macht das Ende desselben aus.

Der Satz: die Erzählung besteht aus zwei wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person, und (das Wort: dem Umstande, sollte hier wiederholt seyn) der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben, — dieser Satz ist so verworren und fehlerhaft gedacht und ausgedrückt, daß er fast gar nicht gedeutet oder erklärt werden kann. Der Verf. will wahrscheinlich folgendes sagen: Man kann bei einer Erzählung zweierlei ins Auge fassen, entweder die Person, welcher eine Begebenheit begegnet, oder die Begebenheit selbst. Ohne diese — fährt nun der Verfasser fort — läßt sich eine Erzählung gar nicht denken. Dies letztere ist allerdings wahr, aber wozu in einem besondern Satze hierauf erst aufmerksam machen? Es war ja genug, daß der Verfasser die Sache erwähnt hatte.

Solcher Bemerkungen lassen sich noch viele bei diesem kleinen Aufsatze machen. Ich will aber keine mehr machen; denn das, was ich euch gezeigt habe, ist genug, um zu beweisen, daß der Verfasser auf den Ausdruck durchaus nicht Fleiß genug gewendet habe.

Was nun, drittens, gar die Frage betrifft, ob der Ausdruck angenehm, oder gefällig sey, so muß ich urtheilen, daß er sehr unangenehm, sehr ungefällig sey. Man würde es nicht aushalten können, ein ganzes Buch, so geschrieben, zu lesen. Das Verstehen ist erschwert durch die Weitläufigkeit des Ausdrucks und durch die schlimm gewählten, ungewöhnlichen Ausdrücke. Und dann — es ist durch nichts dafür gesorgt, daß der Geist bei den Wahrheiten, durch welche er belehrt werden soll, auch angenehm beschäftiget werde. Was dazu gehört, muß ich euch an einem andern Aufsatze zeigen. Hier ist er, er beantwortet ebenfalls die Frage, warum man die Begebenheiten, welche in der Fabel erzählt werden, in die Thierwelt verlegt?

Ich komme nun sogleich auf die wahre Ursache, — die ich für die wahre halte — warum der Fabeldichter die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. Ich setze sie in die allgemein bekannte Beständheit der Charaktere.

Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe; wird sie sich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darin erkennen lassen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich. Und wie viele Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nemlichen Vorstellungen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in den kleinen Kreis derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Vorstellung entspringt. Und weil von diesen Wesen die wenigsten, ihrer Natur nach, geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: Das Lamm und der Wolf; sogleich weiß jeder, was er höret, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche ihre gewissen Bilder sogleich in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabeldichter keine vernünftigen

Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloßen Benennungen in unserer Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolf und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Zwerg und den Riesen, und sie verliert schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter, ohne weitere Hinzuthuung, ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel:

„Ein Priester kam zu einem armen Manne, und sagte: „Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die „Götter fodern ein Opfer. Der Arme erwiederte: Mein „Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur „das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Ge„lübde gethan, versetzte dieser, weil sie deine Felder ge„segnet. — Ich habe kein Feld; war die Antwort. — „Nun so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner „Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die „Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Gott„loser, zürnte der Priester; du lästerst! und riß das „Lamm aus seinem Schooße."

Wenn nun in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsucht, leider, noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter des Blutdurstes mit dem Wort Riese, und durch den armen Mann die Vorstellung der unterdrückten

Un-

Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg.

So weit der Verfasser. Die Fabel von dem Wolf und dem Lamme, welche in dem vorgelesenen Aufsatze oft erwähnt wird, ist euch bekannt. Es ist die Fabel, wo der Wolf und das Lamm an einem Bache zusammen kamen, und wo der Wolf einen Vorwand nach dem andern suchte, um mit dem Lamme anbinden zu können, weil er sich scheute, das Lamm ohne Vorwand zu zerreißen. Allein, als sich kein Vorwand fand, so zerriß er das Lamm dennoch.

Und nun zu dem Aufsatze selbst. — Nicht wahr, das ist etwas ganz anders als der vorhergehende? Wir wollen ihn aber demungeachtet auch prüfen.

Erstlich also, hat der Verfasser richtig gedacht? Was ist seine Meinung über den Umstand, daß der Fabeldichter so gern von Thieren spricht?

Alle. Weil viele Thiere ihrem Charakter nach sehr bekannt sind, z. B. der Wolf als grausam, das Lamm als schuldlos, der Fuchs als listig, der Tiger als blutdürstig.

Will. Richtig. Ihr hattet den Mann in diesem Punkte gleich verstanden. Was urtheilt ihr aber über seine Meinung? mag er wohl recht haben?

Alle. Ganz gewiß. Wenn man viele Fabeln gelesen hat, und man liest die Ueberschrift von einer neuen, so weiß man zum Theil immer schon, was kommen wird.

Will. Allerdings. — Der Verf. des ersten Aufsatzes sagte: der Fabeldichter verlegt die Begebenheiten, welche er erzählt, in die Thierwelt, weil sie sich da wunderbarer ausnehmen, und die Erzählung dadurch Reitz erhält; und der Verf. des zweiten Aufsatzes sagt: der Fabeldichter thut dieses deswegen, weil seine Erzählung dadurch lichtvoller, bestimmter und kürzer wird. — Der erste hat durch und durch unrecht. Denn was wunderbar seyn, und durch seine Wunderbarkeit reitzen soll, das muß doch möglich seyn. Allein was der Fabeldichter von seinen Thieren sagt, das ist ja fast immer unmöglich. Der Wolf soll mit dem Lamme gesprochen haben, er soll Ueberlegungen angestellt haben; das Lamm soll wissen, wie alt es ist, oder wie alt es nicht ist; es soll wissen, daß es einen Großvater gehabt hat. Das sind ja lauter unmögliche Dinge; nicht wunderbare.

Ich urtheile also, mit euch, daß der Verfasser des zweiten Aufsatzes richtig gedacht habe. Sein Ausdruck nun, — der ist eben so gut, als sein Gedanke. Er hat keine so studirte, ungewöhnliche Worte; er spricht, wie jedermann spricht.

spricht. Nur über zwei Ausdrücke habe ich Anmerkungen zu machen. Es wird gesagt: „Wenn daher der Fabeldichter keine vernünftigen Individua auftreiben kann" —. Man braucht nicht gern Ausdrücke aus fremden Sprachen. Das Wort: Individuum ist lateinisch, und heißt eigentlich ein Wesen, welches nur einmal in der Welt existirt. Wir alle sind Individuen, denn es existirt z. B. niemand weiter, der genau so wäre, wie ich, der auch so hieße und dgl. Hier hätte der Verf. statt: Individua, das Wort: Wesen brauchen können.

Einige Zeilen vorher steht folgender Satz: „Weil, u. s. w. so war man gezwungen, sich „lieber in den kleinen Kreis derjenigen Wesen „einzuschränken, von denen man zuverlässig weiß, „daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Vorstellung entspringt." Der Verf. hätte sagen sollen: — daß ihre Benennung auch bei den Unwissendsten diese und keine andere Vorstellung hervorbringt. Und, wollte er das Wörtchen: bei vermeiden, welches in diesem Satze oft vorkommt, so konnte er sagen: daß ihre Benennung auch in dem Kopfe der Unwissendsten keine andre Vorstellung hervorbringt. Die Redensart: der Benennung entspringt eine Vorstellung ist gesucht, ungewöhnlich und übel gewählt. Ich vermuthe daher,

weil

weil der Aufsatz von einem der besten deutschen Schriftsteller, von Lessing, herrührt, daß das Wort: entspringt, ein Druckfehler ist, und daß es heißen sollte: entspricht. Dieser Ausdruck würde besser seyn, obgleich, glaube ich, immer nicht so deutlich, als einer von denen, welche ich vorgeschlagen habe. —

Angenehm oder gefällig aber ist der letzte Aufsatz auch.

Vergleicht man ihn mit dem ersten, so hat dieser lange, schleppende Sätze, der zweite hat kurze, oft ganz kurze. Das ist ein Hauptumstand, und ich empfehle ihn eurer Aufmerksamkeit. Behaltet hierin auch späterhin die Gewohnheit der Kinder bei. Diese schreiben in lauter kurzen Sätzen. Ich habe bei euern Ausarbeitungen bisher immer darauf gehalten, und ich selbst bemühe mich, in kurzen Sätzen zu schreiben. Ich lasse mich hierin nicht irre machen von berühmten deutschen Schriftstellern, welche glauben, es sey schön, recht lange Sätze machen zu können.

Dann, so sagt auch der Verf. des ersten Aufsatzes immer nur das, was er sagen will, in lauter allgemeinen Behauptungen, und giebt keinen von den einzelnen Fällen an, die er dabei im Sinn hat. Der Verf. des zweiten thut dieses. Kaum hat er angegeben, was er denkt, so giebt

er

er uns auch einige einzelne Fälle an, die er im Sinn hatte. Man hört, spricht er: Nero und Britannicus. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er höret, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. — Das Anführen der einzelnen Fälle, die man im Sinn hat, wenn man denkt und schreibt, ist überaus nützlich und nöthig. Denn der Leser versteht nicht nur den Verfasser dadurch besser, sondern es ist dem Leser auch angenehm, wenn er zuweilen in dem Denken an das Allgemeine durch Angebung eines solchen besonderen Falles unterbrochen wird.

Dann trägt auch sehr viel zur Gefälligkeit des Ausdrucks bei, daß man nicht immer so gerade zu sagt, was man denkt, sondern zuweilen lieber fragt. Statt des, so eben ausgehobenen, in Fragen ausgedruckten Satzes, hätte man auch sagen können: Wenn ich sage: Nero und Britannicus, so wissen nur Wenige, was sie hören; Viele wissen nicht, wer diese Personen gewesen sind, sie wissen nicht, in was für Verhältnissen sie gestanden haben. — Dies wäre nicht schlecht; es wäre aber trocken. Durch die Fragen, in welchen der Verf. seine Meinung zu erkennen

giebt,

giebt, kömmt eine wohlthätige Heiterkeit über das Ganze; man ist wie neu gestärkt, und geht nun gern mit dem Verfasser noch weiter.

Zweite Lection.

Will. Die schriftlichen Aufsätze, in denen man sich am meisten üben muß, sind Briefe. Es kömmt erstaunlich viel darauf an, daß man einen Brief gut schreiben kann, weil man, als Erwachsener, oft mit Menschen zu thun hat, die uns nicht persönlich kennen, und daher nur aus den Briefen, welche sie von uns erhalten, abnehmen, was sie von uns denken sollen. Demungeachtet, lieben Kinder, gebe ich euch keine Anleitung zum Briefschreiben; denn ich habe wahrgenommen, daß alle junge Leute, denen man solche Anleitungen gegeben hat, nur künstliche und gezierte, aber keine natürlich schönen Briefe haben schreiben lernen. Ich gebe euch nur einige Beyspiele, um euch auf dies und jenes Einzelne aufmerksam machen zu können. Uebrigens ist mein Rath: denkt, nehmt eure Gedanken zusammen, wenn ihr einen Brief schreibt, gebt euch, ehe der Brief angefangen wird, die Ordnung an, in welcher ihr die Sachen auf einander folgen lassen wollt, schreibt kein Wort ohne Ueberlegung nieder, und schreibt dann so lebhaft als der Gegenstand es erlaubt. —

Hier also ein Brief zur Beurtheilung.

Wertheſter Freund.

Da Sie ſo lang nicht an mich geſchrieben haben, und ich beinah nicht mehr weiß, was ich denken ſoll; ſo habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Urſache Ihres langen Stillſchweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchreiben. Ich möchte beinah ſagen, daß ich böſe auf Sie wäre. Aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden. Denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen ſtudire, und mich zuweilen auf allerhand Art erluſtige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.

Hier ein zweiter:

Freund.

Ich bin böſe, ohne recht zu wiſſen, ob ich es ſeyn ſoll; aber genug, ich bin böſe. Sie wiſſen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausſchweifend, und allezeit bei Kleinigkeiten empfindlich iſt. Doch, meine Urſache iſt groß genug; nur weiß ich nicht, ob ſie billig iſt. Indeſſen thue ich, als ob ſie nicht weniger billig als groß wäre, und bin ſehr böſe auf Sie, daß Sie mir ſo lang nicht geſchrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nemlich, wenn Sie mir wenigſtens nunmehr oft und recht viel ſchreiben. Dieſes will ich allein für eine wahre Entſchuldigung gelten laſſen; die übrigen nehme ich nicht an. „Ich war nicht in Leipzig, ich hatte viel zu thun," das werde ich gar nicht anhören.

„Ich

„Ich war krank," das wolle der Himmel nicht! Ich, lieber Freund, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen durch Nichtsthun. Leben Sie wohl.

Welcher von beiden gefällt euch nun besser?

Einige. Der erste.

Will. Warum?

Dieselb. Er ist so natürlich, so verständlich.

Andere. Uns gefällt der zweite besser.

Will. Und warum?

Diese. Er ist lebhaft; der erste scheint uns so todt, so langweilig.

Will. Ihr habt beide nicht ganz recht, und nicht ganz unrecht. Ich will euch meine Meinung über die Sache sagen, dann werdet ihr schon sehen, wie ich das meine.

Ich tadle an beiden Briefen sehr viel. Der erste ist allerdings langweilig und kalt. Es ist, als wenn man nur die Feder in die Hand genommen, sich so hingesetzt, und nun geschrieben hätte, ohne dabei zu denken und zu empfinden.

Ihr hattet unrecht, wenn ihr sagtet, dieser Brief sey so natürlich. Wollt ihr damit sagen, der Brief sey nicht affectirt, nicht geschraubt, so ist das allerdings wahr; aber die Abwesenheit

die-

dieser Fehler macht das Natürliche nicht aus. Ein natürlicher Brief muß auch lebhaft seyn, man muß ihm ansehen, daß der Verfasser dabei gedacht und empfunden hat. Und dennoch darf er nicht geziert oder affectirt seyn.

Der zweite ist ganz affectirt. Es ist wahr, er ist dadurch lebhaft; allein diese Lebhaftigkeit ist nicht die, welche geschätzt wird. Es ist, als wenn der Verfasser sich recht viel Mühe hätte geben müssen, um so lebhaft zu seyn.

Der einfache Gedanke in beiden Briefen ist: Freund, Du hast mir lang nicht geschrieben, und das ist mir nicht recht.

Wolltet ihr diesen Gedanken in einem guten, passenden Brief vortragen, so kommt es alles darauf an, was der Umstand, daß euer Freund euch lange nicht geschrieben hat, für einen Eindruck auf euch macht. Anders müßt ihr schreiben, wenn euch dadurch bang wird, wenn ihr wirklich fürchtet, euer Freund möge krank seyn, oder möge gleichgültig gegen euch werden.

Anders müßt ihr schreiben, wenn dies nicht der Fall ist, sondern wenn ihr bloß zu wissen wünschtet, was für Abhaltungen euer Freund gehabt hat, euch zu schreiben.

Und noch anders müßt ihr schreiben, wenn euch die Sache eigentlich ganz gleichgültig ist, wenn ihr den Umstand des langen Stillschweigens nur zur Veranlassung machen wollt, an ihn zu schreiben, und ihm einen scherzhaften, launigen Brief zu schicken.

So bestimmt haben die Verfasser der beiden Briefe sich die Sache nicht vorgestellt, und daher kommt es, daß ihre Briefe tadelhaft ausfielen.

Herr Willich gab nun den Kindern auf, Briefe ähnlichen Inhalts zu verfertigen, und ihm zu übergeben. Jedes von Euch, sagte er, nehme also einen bestimmten Gesichtspunkt, d. h. er frage sich: willst du deinem Freunde nur einmal schreiben, und dabei sein Stillschweigen nur als Vorwand nehmen? oder bist du wirklich traurig darüber, daß du so lange nichts von ihm gehört hast? oder liegt dir daran, die Ursache seines Stillschweigens zu wissen? — — —

Man hatte demzufolge Hrn. Willich mehrere Briefe übergeben. Sie waren durchgegangen, und hie und da verbessert worden, und folgende wurden als die besten anerkannt.

1. Ein

1. Ein Brief, bloß um die Ursache des Stillschweigens zu wissen.

Schon über sechs Wochen hoffe ich auf einen Brief von Dir, und immer habe ich umsonst gehofft. Jeder blasende Postillion, glaubte ich, müsse mir endlich einen Brief von Dir mitbringen; oder ich dachte endlich gar, Du müßtest selbst kommen: alles umsonst. Weder Du bist gekommen, noch ein Briefchen von Dir.

Ich bitte Dich, schreibe mir. Schreibe mit nächster Post. Es fällt mir unmöglich, die Ursache dieses langen Stillschweigens zu errathen. Du kannst nicht aufhören, mich zu lieben; verreist kannst Du auch nicht wohl seyn; krank seyn — nein, mein guter Wilhelm muß nicht krank seyn. Kurz; schreibe mir und mache meinem vergeblichen Anstrengen ein Ende. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, und, freilich würde ich, bloß Deines Stillschweigens wegen, nicht aufhören, Dich zu lieben; aber gern sehen würde ich's doch, wenn ich die Versicherung Deiner Gegenliebe einmal auch wieder von Dir lesen könnte. Ich bitte Dich also, schreibe mir bald.

Dein

— —

2. Ein Brief, geschrieben von einem, der über das Stillschweigen seines Freundes bekümmert ist.

Dein langes Stillschweigen, geliebter Freund, setzt mich in großen Kummer. Es ist mir unmöglich, die Ursachen desselben zu errathen, und ich quäle mich mit dem Gedanken, daß Du sehr krank bist, oder daß Du mich gar nicht mehr liebest. Dadurch werde ich nun aufs neue betrübt. Schreibe mir, ich bitte Dich, und

wenn

wenn es nur zwei Zeilen sind; schreibe mir mit der allernächsten Post.

Ich bin zu gestört, Dir sonst noch etwas zu schreiben. Wohl bin ich, aber b kümmert um Deinetwillen. Mache mich wieder ruhig, indem Du mir bald etwas schreibst, und mir die Ursachen Deines langen Stillschweigens mittheilest. Ich liebe Dich von Herzen, und bin

— —

3. Ein Brief, bei welchem das Stillschweigen des Freundes nur zum Vorwand gebraucht wird.

Ja ja, so sind die guten Freunde! Weg aus den Augen, weg aus dem Sinn. Ich habe auch einmal so einen gehabt. Wie wehmüthig war er bei dem Abschiede; wie gewiß versprachen wir einander, daß wir recht oft schreiben wollten! und wie redlich hat nicht auch der Freund — die beiden ersten male! — Wort gehalten. Nun aber? ja, was weiß ich? Nun ist das anders geworden. Zwei Briefe hat er bereits von mir; sechs Wochen ist es, daß der letzte in seinen Händen ist. Ich aber? ich habe weder auf den vorigen, noch auf den letzten Antwort.

Wohlan also; es folgt nun der dritte. Dem soll ein vierter, und diesem ein fünfter folgen, und das soll so fortgehen, bis selbst der Briefträger sich wundert, und dem saumseligen Freund seine kleinen Bedenklichkeiten mittheilt. Dann wird der Herr doch endlich erröthen, wird in sich gehen, und wird dem armen, wartenden und schmachtenden Freunde einen reuvollen, zärtlichen Brief schreiben. Den wird der Freund annehmen, er wird ihn lesen, er wird große Freude darüber haben, er

wird

wird dem Nachlässigen verzeihen, — und alles wird wieder gut seyn.

Siehe, lieber Freund, das habe ich beschlossen, und das halte ich. Denn wirklich, es ist gar zu arg! Wir alle haben Dich so lieb, wir alle wünschen so sehr zu wissen, wie es Dir geht, und — niemand von uns weiß es.

Schreibe uns also recht bald, und gieb uns recht viel Stoff, von Dir zu sprechen, und uns Deiner zu freuen.

Dein

— —

Uebrigens wich Hrn Willichs Verfahren in seiner sogenannten Rhetorik von dem, was man gemeiniglich unter diesem Namen betreibt, sehr ab. Er gab keine Regeln und Grundsätze, sondern nur kurze Bemerkungen und Gesichtspunkte an. Er ließ keine Nachahmungen (Imitationen) u. dgl. machen, sondern er veranlaßte seine Zöglinge, oft zu schreiben, und sagte alsdann seine Gedanken über das Geschriebene. Ueberdies wurden Briefe von guten Schriftstellern vorgelesen, und ebenfalls mit Anmerkungen begleitet.

Diese Methode ist besser, als das Aufstellen allgemeiner Regeln, und das Hinweisen auf dieselben. Sie benimmt die Freiheit und das Natürliche nicht, welches in jedem mündlichen und schriftlichen Vortrage herrschen muß. Auch übt sie den Geist mehr. Denn späterhin, und erst,

wenn

wenn man sich einige Zeit mit speciellen Bemerkungen und mit Festhaltung einzelner Fälle beholfen hat, wird der Geist mit Erfolg und mit Nutzen auf das Allgemeine geleitet, und dann werden Grundsätze entweder selbst gefunden, oder, wenn sie der Lehrer mittheilt, von dem Schüler leicht verstanden, und richtig angewandt.

Dieselbe Methode wurde auch beobachtet bei andern schriftlichen Aufsätzen, und bei schriftlichen und mündlichen Erzählungen. In Ansehung der letztern hatte Hr. Willich sich ein eigenes Gesetz gemacht. Er war nemlich lieber mit einer halbvollkommenen Erzählung einer Begebenheit zufrieden, als daß er viel von der Geschicklichkeit, und von den verschiedenen Arten und Weisen, wie man erzählen kann, erwähnt hätte. Er behauptete den Satz: jedermann erzählt, so wie er selbst ist. Daraus folgerte er, daß der gute Erzähler nicht gebildet werde durch Regeln und Anweisungen, sondern durch Ausbildung seines Inneren. Unterweisung, Tadel u. dgl. in Ansehung der Erzählung werfe also das Kind zu sehr aus sich hinaus, und benehme den Erzählungen nicht nur das Charakteristische, sondern könne auch leicht der Denkart oder dem Charakter des jungen Menschen gefährlich werden. Auf diese Art, glaubte er, würden die Leute gebildet, die in den Erzählungen affectiren, die in ihrer

Dar-

Darstellung heucheln, oder die Leute, von denen man sagt, sie gefallen sich in ihren Erzählungen selbst.

Die Art, wie jemand erzählt, meinte Hr. Willich, gehöre mit zur Physiognomik, und es sey dem Menschen unmöglich, sich im Erzählen nicht selbst auszusprechen. Dies sey auch sehr gut. Es sey das Warnzeichen, welches der unächte Mensch gegen sich selbst mit sich herumtrage, sey aber auch das Erkennzeichen für alle Soliden. Man müsse daher Kindern nur zur Geschicklichkeit verhelfen, die Umstände in der Erzählung ordentlich, und wie es zur Verständlichkeit nothwendig sey, auf einander folgen zu lassen, alles andere aber so lassen, wie die Individualität es mit sich bringt.

Zwei und zwanzigster Abschnitt.

Einige Beispiele zu richtiger Behandlung der Kinder, denen über ihre Pflichten schon etwas Zusammenhangendes ist gesagt worden.

Die Werthheimischen Kinder hatten, wie wir wissen, nach Anleitung der in dem vorigen Bande enthaltenen Gesetztafel, den ersten zusammenhangenden Unterricht in der Lehre von den Pflichten des Menschen bekommen. Freilich schien es dabei mehr auf Uebung der moralischen Urtheilskraft, als auf Einsicht in die Lehren der Moral abgesehen. Allein die moralische Urtheilskraft läßt sich, im Zusammenhange, nicht wohl üben, ohne daß die Kinder zugleich eine Art von moralischem Gesetzbuch erhielten. Es geht also beides, Uebung der moralischen Urtheilskraft im Zusammenhange, und Erwerbung der Einsicht in die

Lehre

Lehre von den Pflichten des Menschen, gleichen Schritt mit einander.

Nun ist es aber von der äußersten Wichtigkeit, moralische Lehren, welche von den Kindern Einmal als Regeln ihres Verhaltens erkannt worden sind, nicht als todte Sätze in der Seele ruhen zu lassen, sondern ihnen Einfluß auf die Handlungs- und Denkart der Kinder zu verschaffen. Ihr Betragen muß nun durchaus nach diesen Regeln beurtheilt, und sie müssen an dieselben öfters erinnert werden, zumal wenn sie etwa dagegen verstoßen.

Allein hier ist eine Klippe zu vermeiden, an welcher leicht angestoßen, und, bei dem besten Vorsatze, alles verderbt werden kann. Wir müssen nemlich, so lieb uns der Vorsatz ist, gut denkende Menschen aus unsern Kindern zu machen, die Vorschriften der Moral nicht bei jeder Gelegenheit im Munde führen, und am allerwenigsten sie den Kindern dann vorpredigen, wenn wir Veranlassung haben, ungehalten auf ihr Betragen zu seyn. Nein. Hierbei wird nichts von Moral erinnert, sondern es wird nur überhaupt ein Verweis auf zweckmäßige Art gegeben. Aber ein paar Stunden, vielleicht den Abend darauf, vielleicht sogar einen oder zwei Tage nachher, (nachdem nemlich die Umstände sind, oder die Denkart des Kindes) wird, unter vier Augen,

und in dem Tone freundschaftlicher Erinnerung, das Kind auf den Verstoß gegen die Pflicht, in den es verfallen ist, aufmerksam gemacht, und es werden ihm Rathschläge gegeben, wie es sich künftig hiegegen in Acht nehmen kann.

Jede andere Behandlung der Kinder bringt die Lehre von den Pflichten, zugleich mit dem Ansehen des Erziehers, in den Herzen der Kinder außer Credit, empört die Seele gegen alles, was Pflicht heißt, verführt zu moralischen Sophistereien, und verderbt im Fortgang die Denkart des Kindes in Grund und Boden.

Ich will meinen Lesern einige Beispiele von zweckmäßiger Behandlungsart der Kinder in dieser Hinsicht geben. Ich nehme dazu Kinder aus der Werthheimischen Familie, und lege ihnen gewisse Fehler der Denkart bei. Nicht als wenn sie dieselben bei einer so zweckmäßigen Behandlung, als ihnen wiederfuhr, wirklich an sich gehabt hätten, sondern um zugleich die richtige Behandlungsart einiger Fehler, von denen bisher die Rede zum Theil noch nicht gewesen ist, zu zeigen. Hr. Willich sah dabei vorzüglich auf den Grund, aus welchem der Fehler hervorging. Dieser Grund liegt in der Denkart eines Kindes, und ist entweder Lauigkeit, oder Leichtsinn, oder Bosheit.

Lau ist die Denkart eines Kindes zu nennen, wenn es, bei übrigens nicht mangelnden Talenten, moralische Reflexionen theils gar nicht anstellen mag, theils keine Anwendung davon auf sein eigenes Leben zu machen Lust hat.

Leichtsinn, in moralischer Hinsicht, besteht darin, daß die Kinder von den Pflichten nicht ernsthaft genug denken, sich Abweichungen von der Pflicht erlauben, solches aber auch alsbald inne werden und, obzwar nicht anhaltend, bereuen.

Bosheit herrscht in der Denkart, wenn ein Kind keine Reue über seine begangenen Fehler blicken läßt. Es beschönigt und vertheidigt sie zwar nicht, aber es macht sich auch nichts daraus, daß es sie begangen hat; wiederholt sie wieder bei nächster Gelegenheit; erduldet die Unannehmlichkeiten, die auf dieselben erfolgen, mit einer Art von Gefühllosigkeit, und verliert die Liebe zu denen, welche diese Unannehmlichkeiten verfügen. Die Bosheit, mit Einem Worte, äußert sich durch Verstocktheit und Lieblosigkeit.

Philipp hatte noch immer gegen Eigensinn, Eigenliebigkeit und ähnliche Dinge zu kämpfen. Dabei hatte er nur mittelmäßige Verstandeskräfte. Er erwärmte sich zuweilen schnell und stark für

etwas

etwas, aber die Wärme hielt nicht lange an, und so war er das, was man mit gutem Grunde, in moralischer Rücksicht, lau, indifferent nennen kann.

Es hatte sich Veranlassung gefunden, diesen Fehler einmal direkt zu bekämpfen, und daraus entstand folgende Unterredung:

W. Was hast du hier gelesen, Philipp?

Ph. Es ist eine Anekdote von Peter den Großen.

W. Erzähle mir sie. (Philipp erzählte hierauf die bekannte Anekdote, daß Peter d. Große ein Paar von seinen eigenen Händen verfertigte Schuhe einigen Russischen Großen gezeigt, und ihnen dabei zu verstehen gegeben hat, daß die Geschicklichkeiten, die er besaß, ihn unabhängig machten von jedermann, und daß er doch noch etwas seyn würde, wenn er auch aufhören müßte, Regent von Rußland zu seyn.)

W. Wie gefällt dir die Sprache des Kaisers?

Ph. Recht wohl. (mit Gleichgültigkeit gesprochen.)

W. Bist du krank, Philipp?

Ph. O nein.

W. Oder schläfrig?

Ph. Warum fragen Sie so?

W. Damit ich dich munter machen könnte.

Ph. Wie verstehen Sie das?

W. Das

W. Das will ich dir sagen, Philipp. Es ist mir auffallend, daß so etwas, als diese Anekdote ist, dir nicht mehr Freude verursacht. — Ich weiß mich noch zu erinnern, wie es mir ging, als ich zum erstenmal Anekdoten von Peter d. Großen gelesen habe. Ich kam außer mich selbst; ich wollte schneller lesen, als meine Augen sich bewegen konnten, ich hätte das Buch verschlingen mögen.

Ph. (schweigt.)

W. Woher dieser Unterschied wohl kommen mag?

Ph. (beschämt.) Ich weiß es nicht.

W. Ich will es dir sagen. Nur mißverstehe mich nicht dabei.

Ich hatte, obgleich nur noch Knabe, doch schon die Bemerkung über mich selbst gemacht, daß mir alles gefiel, was mir von muthigen, thätigen, kraftvollen Menschen erzählt wurde. Und, sonderbar, selbst von ruchlosen Menschen, von Räubern und ähnlichen Menschen hörte ich gern erzählen.

Einmal kam es mir vor, als wäre dies unrecht. Ich hielt es für einen Fehler, ich glaubte, daß der Beifall, den ich der kühnen oder listigen Handlung eines Räuberanführers gab, mich verführen könnte, auch nach und nach seine Lebensart und seine Handlungen selbst zu billigen;

und

und fragte deswegen meinen Vater um die Sache. Er antwortete mir folgendes:

„Sohn, ich freue mich über dich. Es ist mir „lieb, daß kühne, starke, unternehmende Men„schen dir gefallen; es ist mir lieb, daß du schon „inne geworden bist, daß dir diese gefallen; „und es ist mir noch lieber, daß du mir das so „ungescheut mittheilest. Hier ist meine Meinung „hierüber:

„Alles Große, alles Starke, alles Unterneh„mende muß und soll dem Menschen gefallen. „Das kommt daher, daß der Mensch den Aufruf „in sich findet, tugendhaft zu seyn. Folgt „er nun diesem Aufruf, so ist er mit sich zufrie„den, und diese Zufriedenheit mit sich selbst ist „das höchste Glück, welches ein Mensch sich er„werben kann."

„Allein man kann tugendhaft seyn nur „durch Kraftanwendung, nur dadurch, „daß man einen guten, richtig denkenden, feinen, „schonenden, uneigennützigen, rüstigen Men„schen aus sich macht. Dies ist der Grund, „warum wir schon die Kraftanwendung „schätzen. Wir wissen, daß ohne Kraftanwen„dung keine Tugend möglich ist; um dieser Ur„sache willen gefällt uns also schon die bloße „Kraftanwendung. Und da sie so etwas vor„treffliches ist, so verliert sie bei uns nichts an

„ihrem

„ihrem Werthe, selbst wenn wir sie in Menschen „antreffen, mit denen wir außerdem unzufrieden „sind.“

„Fahre du also getrost fort, mein Sohn, dich „darüber zu freuen, wenn du Menschen kennen „lernst, welche Kraft anwenden. Du hast „nicht Ursache, zu fürchten, daß du deswegen „auch der Ruchlosigkeit und dem Laster deinen „Beifall geben, und dadurch deine Gesinnung „verderben werdest. Dein Wohlgefallen an „Kraftäußerung, und deine Furcht, deine Ge„sinnung zu verderben, beweisen mir schon hin„länglich, daß du das Reine und das Schöne „der Tugend in dir empfindest, und daß du die „Tugend schon kennst. Wer aber sie einmal „kennt, der verläßt sie nicht wieder.“

Dies, und noch einiges, was aber nicht hieher gehört, sprach mein Vater damals zu mir.

Nun kann ich dir auch sagen, Philipp, warum du nicht eben so hingerissen wirst durch Erzählungen von Männern, wie Peter der Große war. — Du machst dir nichts aus der Tugend.

Ph. (erschüttert.) Ich liebe die Tugend gewiß.

W. Philipp; ich sage, du glaubest die Tugend zu lieben, aber ich wiederhole es doch noch einmal: du machst dir nichts aus der Tugend; du kennst sie noch gar nicht.

Ph. (so betroffen, daß er nicht reden kann.)

W. (den Knaben bei der Hand ergreifend.) Sieh, Philipp, ich will dir nun auch auseinander setzen, wie ich das meine.

Schon tausendmal ist dir gesagt worden, und ich habe dirs auch wohl selbst gesagt: Philipp ist gut; er ist brav; er läßt von seinen Fehlern, u. dgl. Dies beweist hinlänglich, daß du kein böser, und kein schlechter Mensch bist. Aber ein eigentlich guter, ein tüchtiger Mensch, ein wirklich tugendhafter bist du um deswillen noch nicht. Dazu gehört mehr.

Du hast ein schlaffes, ein laues Wesen an dir, welches du ablegen mußt. Du meinst, Tugend bestehe darin, daß man nichts böses thut. Dies ist falsch. Selbst vieles gute und löbliche kann man thun, selbst kann man Andern vieles zu Gefallen thun, und von ihnen deswegen geliebt werden, und man ist darum doch noch nicht tugendhaft. — Verstehst du mich, Philipp?

Ph. (beschämt und mit Thränen in den Augen.)

W. Hast du vergessen, Philipp, daß wir mit einander ausgemacht haben, wir wollten über Tugend und Laster, über Pflicht und pflichtwidrig so ruhig und unbeängstiget mit einander sprechen, als über Tag und Nacht?

Ph. O nein, l. V., ich habe das nicht vergessen.

W. Gut; so sey auch jetzt nicht beklommen, mein Kind. Höre mir zu, als ginge die Sache einen Andern an, und mache alsdann bloß die Anwendung davon auf dich.

Du mußt dir das recht tief einprägen, was ich so eben gesagt habe. Du mußt nicht bloß dann mit dir zufrieden seyn, wenn man nichts an dir tadelt; du mußt es dahin bringen, daß eine Sprache in Deinem Innersten entstehe, welche dir Lob ertheilt. Diese Sprache lautet ganz anders, als alles, wodurch man von Andern Beifall erhält. Du kennst sie noch nicht, diese Sprache; aber strebe nur danach, so wirst du sie kennen lernen.

Stelle dir vor, du wärest schon ganz erwachsen. Stelle dir vor, du ständest als ein großer, ganz fertiger Mann auf der Erde da, und hättest dir vorgenommen, etwas zu thun, was noch bleibt, wenn du auch schon wieder gestorben wärest. Stelle dir vor, wie du nachdenken würdest über das, was du thun wolltest; wie du nachdenken würdest über die Art und Weise, wie du es thun wolltest. Stelle dir Hindernisse vor, die dir in Weg kommen würden, und wie du die Hindernisse überwältigen wolltest.

So etwas stelle dir oft vor. Da wird sich allmählich eine Freude über dich selbst dabei

dabei einfinden; deine Brust wird sich erweitert fühlen; eine Wonne wird dein ganzes Wesen durchströmen; nennt man den Namen eines Mannes, wie Peter der Große war, so wird es wie ein Blitz in deine Seele fahren; dein Körper wird dir zu eng werden.

Sieh; so etwas mußt du empfinden. Dies ist das erste. Es ist noch nicht das eigentliche, es ist aber das erste.

Wenn du nun dahin gekommen bist, Lieber, daß solche Empfindungen leicht und oft in dir entstehen, dann mußt du noch folgendes zu dir selbst sagen: „Es giebt Menschen, welche „viel Kraft anwenden aus Eitelkeit; man soll „sie rühmen, man soll viel von ihnen reden. Es „giebt Menschen, die ihre Kraft anwenden aus „blindem Kraftgefühl. Sie thun etwas, weil „es ihnen unmöglich ist, nichts zu thun. Ein „solcher Mensch will ich nicht seyn. Ich will „meine Kraft anwenden, wie sie; aber ich will „dabei auf den stillen Beifall in mir selbst hören. „Ich will äußerst sorgfältig seyn, mich zu fragen, „ob ich die zweckmäßigen Mittel zu den wohl„durchdachten Zwecken anwende, und diese Zwecke „werden gut seyn, wenn ich sie, bei ruhiger Ueber„legung, für gut befunden habe."

Sieh, mein Sohn; so muß es seyn. Wer nicht so ist, der ist nicht tugendhaft, und wenn die ganze Welt mit ihm zufrieden wäre.

Erst muß man sich selbst bearbeiten zu einem verständigen Menschen. Alsdann muß man sich vornehmen, etwas ganz bestimmtes zu thun, und dieses muß etwas gutes seyn. Dabei muß man nach Ueberlegung die wirksamsten Mittel anwenden, und in diesem allem nicht nachlassen, so lang noch Besonnenheit und Kraft da ist. Hast du mich verstanden, mein Sohn?

Ph. Ich glaube, ja.

W. Ich glaube es auch. Ich will dir etwas angeben, was dich davon überführen kann.

Ich werde mit Vorsatz in den nächsten Stunden viel einzelnes von vielen einzelnen Männern erzählen. Merke dir entweder in Gedanken, oder merke in deinem Buche an, was dir dabei besonders auffällt, entweder daß es dir gefalle, oder daß es dir sonderbar vorkomme, und sage mir es alsdann, wenn ich, indem ich allein mit dir spreche, fragen werde. Sey da recht aufrichtig gegen mich, damit ich erfahre, wie es in deinem Inneren stehe. Es kann nicht lang dauern, so muß ich den Punkt treffen, wo ich dich unterstützen kann, und du wirst einmal einen unvergeßlichen Augenblick haben, den Augenblick nemlich, wo du zum erstenmal inne wirst, was es heißt, sich einen tüchtigen, tugendhaften Mann fühlen!

Kätchen war der Flattergeist in der Willichschen Familie. Sie war mit allem versehen, was dazu gehört, mit der Tugend nur Scherz zu treiben. Witzig; nicht arm an Kenntnissen, die in der Gesellschaft Aufmerksamkeit verschaffen; im Stande, vernachlässigte Dinge im Augenblick herzustellen; geneigt, beständig die Sachen nicht ganz so zu sagen, wie sie waren; kurz, eine von den Personen, die gewöhnlich für etwas viel besseres gehalten werden, als sie sind, weil sie sich in den Augen gemeiner Beobachter geltend zu machen wissen.

Hr. Willich nannte eine solche Seelenverfassung einen gefahrvollen Posten, und er zitterte fast, wenn er bedachte, daß der Charakter dieses Kindes, welcher im Werden war, sich vollkommen ausbilden sollte.

Wie schlimm, sagte er oft zu sich selbst, ist es nicht, Arzt seyn müssen. Wäre es denn nicht besser, man glaubte, auch in der moralischen Welt, nicht an die Allmacht der Aerzte, und richtete in der Erziehung die Sache lieber so ein, daß nichts zu curiren wäre? Daran ist aber die Kurzsichtigkeit der Eltern und der Erzieher oft selbst schuld. Viele wissen gar nicht, wie man ein Kind behandelt, um etwas moralisch verwerfliches gar nicht in dasselbe hineinkommen zu lassen. Sie wissen nicht, daß es eine moralische Diät giebt, die den Menschen

frei

frei erhält vom Gebrechen, so wie die physische, welche ihn frei erhält von der Krankheit.

Es war bei Kätchen hierin vor dem Eintritt in das Haus des Erziehers verfehlt worden. Der Feind war der Kunst zwar gewichen, aber da wo er sich hingezogen hatte, stand er nur desto dichter und fester.

Kätchen hatte einst mit muthwilligem Scherze eines ihrer Geschwister bis zu Thränen gekränkt. Hr. W. kam dazu; er sah es; er verbiß den Grimm, der in seinem Innersten loderte, ging schnell durch die Stube, und suchte sich zu fassen.

Sobald er ruhig genug war, rief er beide auf sein Zimmer zu sich.

W. Du weintest vorhin, Luise, warum?

L. Es ist vorbei, l. V., lassen Sie es gut seyn.

W. Du weißt ja noch nicht, Luise, weswegen ich frage. Ich fodre die Erzählung.

Luise wußte in solchem Falle schon, daß man nicht ausweichen könne, und erzählte die Sache.

Kätchen hörte die Erzählung mehr mit einer unbestimmten Unbehaglichkeit, als mit Reue oder Theilnahme, nach vorübergegangener Laune zu quälen, an.

W. Hast

W. Hast du etwas zu erinnern, Kätchen, bei Luisens Erzählung?

K. (halb stotternd, halb flatterhaft.) Nein; aber es war ja nicht so arg. Ich weiß gewiß, zu einer andern Zeit würde Luise nicht darüber geweint haben.

W. So gehe nur an deine Geschäfte, Luise; mit dir Kätchen aber muß ich sprechen. — —

W. Kennst du wohl Personen, Kätchen, gegen welche auch ein verständiger und gesetzter Mann so aufgebracht werden kann, daß er sie in seinen Fäusten zermalmen möchte?

K. (betreten stillschweigend.)

W. Wodurch mögen wohl diese Personen einen solchen Unwillen gegen sich veranlassen?

K. (in sich gekehrt.) Ich weiß es nicht.

W. Ich kann es dir sagen. — In meiner Jugend traf ich einmal ein paar erzböse Knaben an. Das Schicksal hatte einen Sperling in ihre Hände gebracht, und sie hatten sich verabredet, ihn zu martern, bis er todt wäre.

K. (etwas erschrocken.)

W. Gern hätte ich mit dem Stock dazwischen geschlagen; allein ich verleugnete meine Empfindung, um zu sehen, wie weit diese Buben ihre

Unbarm-

Unbarmherzigkeit treiben würden. Das arme Thier wurde mit Stecknadeln gestochen, brennenden Schwamm legten sie ihm auf Stellen, wo die Federn ausgerupft waren; und selbst den Schenkel riß ihm, da er schon im Sterben begriffen war, einer noch mit lachendem Munde aus. — Das waren Thierquäler. Nicht wahr?

K. (beschämt, mit halber Stimme.) Ja.

W. Nun will ich dir auch sagen, was mir an dieser Greuelscene am meisten aufgefallen ist. Sieh! diese Knaben waren so kaltblütig dabei. Erst hatten sie sich vorgenommen, und sich ordentlich beredet, das unschuldige Thier zu martern; nun thaten sie es, und beobachteten so mit ganzer Aufmerksamkeit die Angst und das Herzklopfen und das Martergefühl des Thieres, die Erschöpfung seiner Kräfte, sein Hinsterben, und nach dieser Abnahme des Gefühles maßen sie die Stärke der Martern ab, die das Thier tödten sollten.

K. Ach! das war entsetzlich.

W. Hast du auch einmal Thiere gemartert?

K. Nein; im Leben nicht. O, ich wollte lieber alle Vögel mit dem Theelöffel füttern.

W. Hast du aber einmal Menschen gemartert?

K. Ach, lieber, lieber Vater; es war ja nur Scherz?

W. Das ist ja keine Antwort auf meine Frage. Aber vielleicht weißt du noch nicht recht, was ich mit meiner Frage will, Kätchen. — Sieh! es giebt Menschen, welche sehen können, daß ihre Bekannten, ihre Geschwister, ihre Dienstboten bersten möchten von Zorn über das, was ihnen geschieht, und welche dadurch doch nicht gerührt werden.

Manche Menschen sind nemlich von Natur so beschaffen, daß sie sich nicht wehren können mit Worten und Fäusten, wenn solche Menschenpeiniger über sie herfallen, sondern sie stehen ruhig, sie leiden unaussprechlich, sie werden fast getödtet von Unmuth, von Kränkung, von Gefühl des Unrechts, das ihnen angethan wird; aber sie können sich nicht vertheidigen. Sie sind wie der wehrlose Sperling in den Fäusten der erzbösen Bauerjungen. — Sie bitten, sie flehen, sie weinen, sie werden roth vor Schmerz und vor Wehmuth, aber ihre Peiniger fahren demungeachtet fort, sie zu quälen. — Was meinst du hiezu?

K. Ich will es gewiß nicht wieder thun, lieber Vater.

W. Ich

W. Ich bin noch nicht bei der Anwendung auf dich, Kätchen. Du mußt keine Sprünge machen in deinen Gedanken. Ich werde dich festhalten; du mußt Schritt vor Schritt mit mir gehen. — Sage mir einmal, in wessen Lage kannst du dich am leichtesten versetzen, in die Lage des Peinigers, oder in die Lage des Gepeinigten?

K. (schlägt die Augen nieder.)

W. Ich weiß wohl, was du antworten müßtest. Aber eben das kränkt mich. Du Peiniger deiner Mitmenschen, warum hast du dich denn nicht einmal in Gedanken in die Stelle des Gepeinigten gesetzt? Haben deine Augen denn nicht gesehen den Schmerz auf dem Gesicht deiner Gemarterten? hast du nicht die Wehmuth in allen ihren Zügen, hast du nicht die Thränen in ihren Augen gesehen? hast du nicht die Unbehülflichkeit wahrgenommen, mit welcher die Armen ihre wenigen Worte hervorbringen? Sieh! so weit kann der Schmerz die Kraft nehmen, daß man nicht einmal auf den Einfall geräth, sich zu vertheidigen! Und du hast alles dies nicht wahrgenommen? hast nicht nachgedacht, wie du den giftigen Stachel deiner Witzreden bis in das Mark deiner armen Schlachtopfer einstießest? Das alles hast du nicht wahrgenommen?

K. (die Augen niedergeschlagen, und nah am Weinen.)

W. Siehe, das macht dein ungebändigter Leichtsinn. Ueber alles flatterst du hinweg. Du willst nicht, daß irgend etwas einen starken, bleibenden Eindruck auf dich mache. Du willst nicht in dich selbst hineingehen, und sehen, wie es da aussieht. Du kennst dich selbst nur auf der Oberfläche.

Das ist ein schädlicher, es ist ein sehr gefährlicher Zustand, Kätchen. Es wirken da zwei schlimme Umstände auf einander ein. Du magst die Kraft deines Geistes nicht anstrengen zur Aufmerksamkeit, weil du dabei Blicke in dich selbst werfen würdest, welche dir nicht gefallen, und du hast so wenig Wohlgefallen an dir selbst, daß du für dich selbst gar nicht sorgst. Was du siehst, was du hörst, was du lernst, das erwirbst du bloß für den Augenblick, das hebst du bloß in den Kästen auf, die im Vorhause stehen, deinen Geist berührt nichts davon. Dafür bleibt aber auch dieser Geist in seinem häßlichen Spinnenwinkel, und kömmt nicht hervor, die Schönheiten und Herrlichkeiten der Welt zu betrachten.

Kätchen, ich wünschte, daß du jetzt weinen müßtest in unaufhaltbaren Strömen. Heiß sollte es werden in deinem Innern, und eine Angst müßte dich ergreifen, daß du nicht wüßtest, wo du Zuflucht nehmen solltest. Dann wollte ich

glau-

glauben, daß Hoffnung wäre, den Funken der Tugend, der in dir liegen muß, glimmen und endlich in Flamme ausbrechen zu sehen. Sagt dir's denn gar nichts, dein Innerstes? Kömmts dir nicht vor, als wenn Luise der erbarmenswürdigste Gegenstand gewesen wäre, da sie so vor dir stand, da ihre Thränen von Wehmuth und Kränkung unterdrückt wurden, und du eigentlich hättest fürchten müssen, das Blut könne in ihren Adern stocken, und sie könne hinfallen und sterben?

K. Ach, lieber Vater, ich kann wirklich nicht reden. Ich habe das nicht so überlegt.

W. Unglückliches Kind, ich weiß nicht, ob ich den Punkt getroffen habe, den ich anrühren müßte, wenn ich mir Hoffnung machen sollte, daß deine Seelenbesserung endlich einmal anfangen sollte. Aber ich will nicht verzweifeln.

Nennen will ich dir deinen Feind noch einmal, er heißt Leichtsinn. Daß du bei nichts lange verharren kannst, daß du im Grunde über gar nichts nachdenkst, daß du es nicht gern siehst, wenn die Dinge einen starken, einen bleibenden Eindruck auf dich machen, daß es eine Last für dich ist, wenn du etwas durchdenken sollst, daß du auch nicht einmal Spiele, bei denen Verstand nöthig ist, bis auf einen gewissen Grad durchdringst,

dringst, und daß du doch Neigung hast, alles aufzufassen, daß du Lust hast, vieles zu wissen, das, das ist der Feind, gegen den du zu arbeiten hast. Die Natur hat deinem Geiste Lebhaftigkeit und Kräfte gegeben. Dieser Geist muß nun durch dich selbst geleitet, geregelt, zum Gehorsam gebracht, und zu einem willigen, gern gehorchenden Werkzeuge gemacht werden. Dies hast du noch nicht gethan, du hast es noch nicht einmal ernstlich versucht. Und darin besteht der gefährliche Zustand, und der Mangel an Tugend, in welchem du dich befindest.

Ende des fünften Theils.

Der sechste Theil, der dieses Werk beschließt, wird auch noch vor Ende dieses Jahres geliefert werden.

Der Verl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heusinger, Johann Heinrich Gottlieb,

Die Familie Werthheim Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmäßigen Erziehung der Kinder, vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr ; Für Eltern und Erzieher
Bd.: 5

Gotha 1809

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.43(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108549-8
VD18 11224487-003